

7. Sekundärliteratur

Daniel Ernst Jablonski. Eine preußische Hofpredigergestalt in Berlin vor zweihundert Jahren.

Dalton, Hermann

Berlin, 1903

II. Das erste Jahrzehnt im Amte.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

II.

Das erste Jahrzehnt im Amte.

1683—1693.

(Magdeburg. Tiffa. Königsberg.)

7. Feldprediger in Magdeburg.

1683 – 1686.

Unerwartet und zu unsrer Überraschung sehen wir den dreiundzwanzigjährigen treuen Sohn der Unitätsgemeinde, den wir in Oxford als Studenten verlassen, in Magdeburg als Feldprediger auftauchen. Am Ende seines Lebens, am 8. Dezember 1736, schreibt Jablonski seinem Freunde Vigilantius nach Bissa: „Ich erinnere mich oft und denke zurück an mein eignes Schicksal. Aus Polen rief mich zuerst Deutschland nach Magdeburg 1683; aus Deutschland rief Polen mich wieder zurück 1686, wieder aus Polen rief mich Deutschland 1691 und aus Preußen ging der weitere Ruf hierher (Berlin) 1693.“^{*)} Wir dürfen der Briefstelle entnehmen, daß der junge Kandidat sich nicht um die Stelle beworben, sondern er zu ihr berufen wurde; vielleicht auch den Wortlaut, daß er aus Polen nach Deutschland gekommen, betonend, daß er von seiner Studienreise heimkehrend, zunächst sich nach Bissa begeben und da ihn der Ruf erreicht habe.

Wie war man auf den Jüngling aufmerksam geworden, um bereits einen Ruf an ihn ergehen zu lassen? Brucker übertreibt, wenn er sagt^{**)}: „Mit unzählbaren Schätzen seltener Gelehrsamkeit bereichert, kehrte Jablonski 1683 zurück. Als er hier durch die Feinheit seines Geistes, durch die Vortrefflichkeit seiner vielfältigen Gelehrsamkeit überall bekannt wurde, ward er nach Magdeburg berufen.“ Die Berufung zu der Feldpredigerstelle in einer Festung lag in jenen Jahren in der Hand des Kommandanten. Kommandant der Festung Magdeburg war Oberst von Börstell, der das Regiment Nr. 7, „Er. churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg dero herzogliebtesten Gemahlin Leib Regiment“ befehligte. Sekretär des Obersten war Johann Ludwig Jablonski; ich vermute, ein älterer Bruder unsres Daniel, der während des Aufenthaltes

^{*)} Den Brief bewahrt das U.-A. in Bissa A I. St. 6.

^{**)} In seiner *Pinacotheca scriptorum nostra aetate literis illustrium*. Augustae Vindelicorum 1791.

der Eltern in Amsterdam geboren wurde; denn, wie erwähnt (S. 19), kehrte Figulus mit Kindern 1660 heim auf seine Pfarre nach Rassenhuben. Bei den ungemein spärlichen Familiennachrichten aus frühester Zeit und da der von dem ältesten Bruder angefertigte Stammbaum verloren gegangen, ist es nicht verwunderlich, wenn von diesem Bruder jede weitere Spur fehlt; ich habe seinen Namen nur wiederholt in dem Taufbuch der deutsch-reformierten Gemeinde in Magdeburg als Pate verzeichnet gefunden und zwar in den verschiedensten Kreisen der kleinen Gemeinde. v. Börstell mag wohl durch seinen Sekretär auf den begabten Bruder und Prediger aufmerksam gemacht worden sein.

Glänzend war die Stelle eines Feldpredigers bei der Infanterie nicht; der Gehalt betrug damals 15 Taler monatlich, ein Taler weniger als der eines Predigers bei der Kavallerie. Das schreckte unseren jungen Kandidaten nicht ab. Die Söhne der Brüderunität waren nicht verwöhnt; seit den ersten Tagen der Gründung war die Dürftigkeit bei ihren Geistlichen altgewohnter Hausfreund. Auch die gesellschaftliche Stellung war keine lockende. Das Ansehen der Feldprediger stand sehr niedrig; die verwilderten Spuren des dreißigjährigen Krieges haften auch an ihnen und waren noch nicht wieder völlig ausgemerzt. Die wohlgelungene Zeichnung Schillers von dem Kapuziner in Wallensteins Lager ähnelt in einzelnen Zügen den spärlichen Bildern von evangelischen Feldpredigern; auch sie vielfach bramarbasierend und dabei mit unwürdiger Kriecherei gegenüber den Vorgesetzten, von deren Gunst und Laune sie abhängiger waren wie ein Feldwebel von seinem Hauptmann. Dazu war der Dienst in den Kriegszeiten und bei dem ununterbrochenen Umherziehen auf Kriegspfaden ebenso anstrengend wie gefährlich; vielfach verlautete die Klage, daß nur der Abschaum der Kandidaten sich zu den Stellen melde. Schon Kurfürst Georg Wilhelm hatte sich eine Ordnung der Feldprediger angelegen sein lassen. Nicht erst unter dem Großen Kurfürsten war durch die Berufung des Hanisius zum Garnisonsprediger in Berlin 1655 das preußische Feldpredigeramt ins Leben gerufen; bereits 1638 hat der kurfürstliche Vater die Besoldung der ständigen Feldprediger geordnet, ebenso ein weiterer Erlaß von 1639.*) Der ernste, tatkräftige Bedacht des Großen Kurfürsten, die schweren Wunden des unglückseligen Krieges nach allen Seiten hin zu heilen, erstreckte sich auch auf Hebung des Feldpredigerberufes. Unter ihm wurden Aufsichts- und Disziplinarorgane für die Feldprediger ins Leben gerufen; sie wurden damit der uneingeschränkten Botmäßigkeit der Regimentsobersten enthoben; sog. Großkaplanen, Feldprobst, Oberfeldpredigern wurde ein Aufsichtsrecht über sie anvertraut;

*) Auf diese beiden Erlasse weist Mart. Richter hin in seinem Buch: „Die Entwicklung der Militärseelsorge in Preußen. Berlin 1899.“

nicht lange nach dem Ausscheiden Jablonskis aus diesem Dienste wird auch das erste „Feldkonfistorium“ eingerichtet.

Was dem Kurfürsten Herzensanliegen war, dem wandten nun auch tüchtige Regimentsoberste ernstliche Teilnahme zu. Sie ließen es sich angelegen sein, gebildete, begabte, auch in ihrem Lebenswandel fromme Feldprediger für ihr Regiment zu gewinnen und deren Stellung gegenüber den Truppen und unter den Offizieren zu heben, namentlich durch die Achtung, welche sie selber dem Prediger erwiesen. Der Führer des Regiments der Kurfürstin, von Börstell, dessen Gottesfurcht, Herzensgüte und Milde neben seinem Heldenmut gepriesen werden, war ein frommer Soldat gleich seinem obersten Kriegsherrn; auch wie er treu und überzeugungsvoll an der reformierten Kirche hangend. Darum ist es nicht befremdlich, daß er einen Glaubensgenossen zum Feldprediger seines Regiments erwählte, trotzdem vielleicht nur ein kleiner Teil der ihm unterstellten Truppe dieser Kirche angehörte. Darauf wurde bei den Soldaten damals wenig Rücksicht genommen. Der Feldprediger hatte im Krieg und Frieden die tägliche Andachtsübung zu halten, zu deren Teilnahme jeder Soldat verpflichtet war, mochte er einer Kirche oder Religion angehören, welcher er wollte. Im Felde verrichtete der Militärgeistliche alle vorkommenden Amtshandlungen; auch in der Garnison, wo keine evangelischen Kirchen waren. Befand sich am Standorte eine Kirche des gleichen Bekenntnisses, so konnte der Soldat sich ihr anschließen, ohne dadurch jedoch der Teilnahme an den Andachten des Militärgeistlichen und seiner Seelsorge enthoben zu sein.

In Magdeburg fand Jablonski bereits eine deutsch-reformierte Gemeinde vor. Vereinzelte Reformierte tauchten schon im sechzehnten Jahrhundert auf; die Stadt selbst aber war so gut lutherisch, daß sie alle auch nur des „Calvinismus“ Verdächtige aus ihren Mauern vertrieb und noch 1667 den bekannten *Scrivier* bei seiner Berufung von Stendal nach Magdeburg, da er in dem Verdacht stand, nicht genügend streng wider die Reformierten gesinnt zu sein, einem hochnotpeinlichen Colloquium unterwarf, bei dem er auf Fragen zu antworten hatte wie die, ob eine kurfürstliche Verordnung, welche verbietet, die Reformierten von der Kanzel als Ketzer zu verdammen (der Kurfürst hatte drei Jahre zuvor eine solche Verordnung erlassen), von einem lutherischen Geistlichen durch Unterschrift gutgeheißen werden dürfe. Das hatte freilich nicht gehindert, daß selbst während des dreißigjährigen Krieges ein reformierter Feldprediger Gottesdienst in der Stadt hielt. Einer der schwedischen Generale, welche die Festung besetzt hielten, war von Geburt ein Schotte und hatte einen reformierten Anhaltiner zu seinem Feldprediger berufen. Als dann Magdeburg an Brandenburg fiel und der Große Kurfürst seinen Generalfeldzeugmeister Herzog August von Holstein zum Gouverneur machte,

brachte dessen Gemahlin, eine anhaltische Prinzessin, ihren reformierten Hofprediger mit, der von 1666 an regelmäßigen Gottesdienst im herzoglichen Hause hielt, an dem die in der Stadt ansässigen, rasch sich vermehrenden Reformierten ungehindert teilnehmen durften. 1680 wütete die Pest so arg in der schon durch den Krieg schwer heimgesuchten Stadt, daß der Gouverneur sich auf seine holsteinischen Güter begab; die kleine nun verwaiste Gemeinde war bis auf sechzig Seelen zusammengeschmolzen. Der Große Kurfürst wollte das Häuflein von Glaubensgenossen nicht untergehen lassen. Er gab ihnen 1681 einen Hofprediger Thulmeyer; eine ganze Reihe im Staatsleben berühmt gewordener Männer wurden Glieder der neugebildeten Gemeinde; zumal der sehr eifrige Gouverneur von Birstell verhalf ihr zu einer kleinen, eigenen Kapelle. Bei dem früheren Bischofshofe stand seit dem Kriege wüste und leer die St. Gangolphskapelle, eigentlich nur noch ein Mauerwerk und Dach ohne Fenster und Boden. Seit länger wie einem Jahrhundert war kein Gottesdienst mehr in der Kapelle gehalten worden. Auch heutzutage nicht mehr. Der einst schöne, gotische Bau ist in seinem Inneren zu einem mehrstöckigen Behörderraum umgestaltet, daß es schwer fällt, einen günstigen Standort zu finden, um auch nur noch die einstigen Umrisse der jetzt durch zwei Stockwerke hindurchgehenden Chorsenster zu erkennen.

Selbstverständlich, daß Jablonski dieser Gemeinde von Glaubensgenossen nahe trat. Der sehr kundige Hering berichtet,^{*)} daß der Feldprediger 1683 auch zweiter Prediger der Gemeinde geworden, als dieselbe durch Zuzug aus dem benachbarten Anhalt sich stark vermehrte. Auf seine Aussage hin wird allgemein diese Stellung bei der Gemeinde als eine tatsächliche angenommen. Auch Tollin tastet in seinem großen, ungemein sorgfältigen Werke^{**)} die allgemeine Annahme nicht an; erst der gegenwärtige Pastor der Gemeinde hegt ernste Bedenken. Auffällig ist ihm, daß er in den Akten der Gemeinde keine Spur über Jablonski gefunden. Auch mir fiel beim Durchblättern der Kirchenbücher auf, daß keine Amtshandlung in der Gemeinde, als von dem Feldprediger vollzogen, eingetragen steht und das eine Mal, wo er als Pate aufgeführt wird, dies nur unter der Bezeichnung geschieht „Daniel Ernst J. bei Seiner Churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg Dero herzogliebtesten Gemahlin Leib Regiment Feldprediger“. Beide Meinungen als nicht unzutreffend zu bezeichnen, scheint eine Möglichkeit gegeben. Die durch die Pest 1681 auf sechzig Seelen zusammengeschmolzene Gemeinde konnte auch durch einen starken Zuzug aus Anhalt binnen Jahresfrist nicht so an-

^{*)} Vergl. Hering, neue Beiträge zur Gesch. der ev.-reform. Kirche in den preuß.-brandenburgischen Ländern (Berlin 1786) I, 137.

^{**)} Gesch. der franz. Kolonie in Magdeburg (Bd. III, Abt. I c, S. 1067).

gewachsen sein, daß ihr noch rüstiger, dreiunddreißigjähriger Pastor eine Entlastung bedurfte. Erst fünf Jahre nach dem Weggang von Jablonski veranlaßte eine einwandernde Pfälzerkolonie die Anstellung eines zweiten Geistlichen. Die Gemeinde würde auch nicht im stande gewesen sein, das Geringste zum Gehalt eines zweiten Predigers beizutragen. War doch die Not so hoch in der heimgesuchten Stadt gestiegen, daß ihr berühmtester Mitbürger, Otto Guericke, Städte wie Hamburg, Bremen und Lübeck um Geldsammlungen angehen mußte und die Kammereikasse so völlig erschöpft war, daß die Beckensammlung bei den Gottesdiensten ins Pestamt abgeliefert wurden. Eine Zählung im Januar 1683 ergab, daß nur 5133 Seelen in der Stadt am Leben geblieben, 1336 dagegen von der Pest weggerafft worden waren. Aber das ist nicht ausgeschlossen, daß v. Börstell seinen Feldprediger veranlaßte, in der hauptsächlich durch seine Bemühungen und auch Opfer hergerichteten Gangolphskapelle zu predigen, vielleicht in regelmäßigem Wechsel mit dem Hofprediger. Denn die hohe Begabung Jablonskis für die Verkündigung des Wortes Gottes war bald zu Tage getreten; die hervorragenden Glieder der Gemeinde mochten ihn gern hören. Grade bei den häufigen Predigten auch an Wochentagen konnte dem Pastor der Gemeinde eine bereitwillige und bedeutende Hilfskraft nur erwünscht sein. Der Ruf des jungen Predigers war bald schon ein so bedeutender, daß der Kurfürst während eines Besuches in Magdeburg ihn mit Wohlgefallen hörte, ja selbst ihm eine Hofpredigerstelle in nahe Aussicht stellte, wie Jablonski in späteren Jahren berichtet.*)

Als eine förmliche, von der Gemeinde ausgegangene oder von ihr gutgeheißene Anstellung kann die gern und freiwillig gebotene, vielleicht regelmäßige Hilfeleistung im Predigen nicht angesehen werden; sie verschaffte aber dem jungen Feldprediger Bekanntschaft in weiteren Kreisen, Eingang in die gebildeten Familien der Gemeinde, die sich an seinen lauterem, evangelischen Predigten erbauten. Der Verkehr mit ihnen scheint ein inniger gewesen zu sein, der die Jahre der Trennung überdauerte. Das spätere Leben führte einen Teil der Magdeburger Bekannten aus der Gemeinde wieder in Berlin zusammen und wir begegnen ihnen, den Dankelmann, Cocceji, Stosch, den Söhnen der Börstell'schen Familie, im Hause des Hofpredigers Jablonski, nicht nur als Gliedern der Domgemeinde, sondern auch als Freunden, die ihn zu ihrem Seelsorger erwählt, denen er in Freud und Leid nahe stand. So fühlte sich der junge Feldprediger in den Magdeburger Verhältnissen warm und wohl und dachte an keine Veränderung, zumal er die hoffnungsvolle Aussicht auf eine Hofpredigerstelle hatte. Da kam ihm unerwartet im

*) Den Brief bewahrt das Bissaer Archiv (A I, St. 6).

Jahre 1686 die Aufforderung, nach Lissa heimzukehren und — wie er selbst sagt — daselbst die „armelige polnische Predigerstelle“ anzutreten. Der treue anhängliche Sohn der Brüderunität leistete alsbald dem Geheiß seiner Oberen Folge. Der Großvater würde sich über solchen Gehorsam von Herzen gefreut haben. Vor einem Vierteljahrhundert, im Geburtsjahr des Enkels Daniel, hatte Comenius von seinem Vergungs-ort in Amsterdam an seinen Freund, den Senior Bythner, einen wehmütigen Brief über das Schwinden der alten Zucht geschrieben, die einst die Kraft und Größe der schwergeprüften Unität gewesen. Der „Bruder“ Gertichius hatte sich auf den Wunsch des Fürsten von Liegnitz bewegen lassen, statt nach Polen zurückzukehren, in seiner Hospredigerstelle bei dem Fürsten zu bleiben. „Nun ja,“ — so schreibt der ehrwürdige Patriarch — „er hat eine gute Stelle, aber müssen einer solchen die Ordnungen der Unität hintangesezt werden? Es kommt in unsrer Kirche ein neuer Geist auf, bessere Stellungen und die Gunst der Menschen zu suchen. Solche Weise und Vorbilder haben wir nicht von unsren Vätern überkommen; vielmehr die, dahin zu gehen, wohin einer geschickt wird, und zu kommen, von wo immer er gerufen wird . . . Warum nennen wir uns noch Söhne dieser Kirche, aus deren Gleisen (orbitae) wir weichen? Ein Name ohne Inhalt, was nützt er?“

8. Prediger und Rektor in Lissa.

1686—1691.

Als die ersten Kundschafter der daheim um ihres Glaubens willen arg bedrängten böhmischen und mährischen Brüder im sechzehnten Jahrhundert über die Grenze nach Polen gezogen kamen, als dann fast während eines Jahrhunderts die aus ihrem Vaterlande Vertriebenen eine zweite Heimat auf den weitausgedehnten Edelsitzen, in den Dörfern und Städten der mächtigen Magnaten fanden, denen sie das Evangelium gebracht, als ihnen durch die edlen, frommen Grafen Leszczyński, wie sie vielfach dankbar rühmten, namentlich Lissa, zu einem „Pella,“ einem warmen Vergungs-ort für ihr Leben und ihren Glauben geworden, konnte es nicht anders sein, als daß die nachgeborenen Kinder schon im zweiten und dritten Geschlechte die Sprache der Väter verlernten und die verwandte Sprache des Landes und Volkes annahmen, dessen Bürgen sie geworden. Für die in Lissa Angesiedelten kam eine weitere Sprache in Betracht. Als die freßten Umtriebe der Jesuiten am kaiserlichen Hofe wider die Protestanten des Reiches auch nach Schlefien hinübergrieffen

und wie überall eine arge Glaubensverfolgung daselbst in die Wege brachten, zogen Scharen der Bedrängten nach den gleichen Orten im benachbarten Großpolen, die den Flüchtlingen aus Böhmen Zuflucht geboten. Besonders Lissa, die rasch aufblühende Stadt, bildete einen starken Anziehungspunkt; sie galt um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sprachlich als eine deutsche Stadt mit Magdeburger Recht; die tschechische Sprache verschwand aus dem Gottesdienst, in den Häusern und der Schule. Neben einer deutschen lutherischen Gemeinde besaß die reformierte Unität eine polnische und deutsche Kirche. Der deutsche Teil nahm in dem Grade zu als der polnische zurücktrat; das berühmte Gymnasium der Stadt galt als ein deutsches, wenn es sich auch nach dem Geist der Zeit bemühte, die Sprache der Gelehrten als Mutter- und Unterrichtssprache der Zöglinge festzuhalten. So läßt sich das Wort Jablonskis von der „armseligen polnischen Predigerstelle“ in Lissa verstehen, die anzunehmen er keinen Augenblick zögerte. Pfingsten 1686 war seine Einführung ins Amt; wahrscheinlich durch seinen Pflegevater, den Senior Hartmann. Aus der Annahme der Stelle ist ersichtlich, daß Jablonski der polnischen Sprache vollkommen mächtig gewesen; sie wurde ihm erst viel später ungeläufig. Während weitaus die größte Zahl der Briefe aus Polen, welche bei dem Senior und Hofprediger in Berlin von den Brüdern der Unität in reicher Menge bis ans Ende seines Lebens einliefen, polnisch geschrieben sind, antwortet Jablonski etwa von 1720 an deutsch, seitdem er auch im brieflichen Verkehr nur selten noch der lateinischen Sprache sich bediente.

Bei der Berufung nach Lissa lag es nicht in der Absicht Hartmanns, die von ihm früh erkannte vielseitige Begabung des einstigen Pflege Sohnes brach an der geringen polnischen Predigerstelle liegen zu lassen. Schon gleichzeitig mit der Berufung in die alte Heimat muß er wohl den sechs- und zwanzigjährigen Jüngling für einen höheren Posten ins Auge gefaßt haben. Das Jahr zuvor, 1685, war der Rektor des Gymnasiums, Martin Arnold, Hartmanns Schwiegersohn und Nachfolger im Rektorate, gestorben. Schon wiederholt im Laufe der Jahre war der polnische Prediger gleichzeitig Rektor der Schule gewesen; bei Hartmann selbst war es der Fall gewesen. So betrieb nun der einflußreiche Senior mit aller Macht, daß Jablonski seines Schwiegersohnes Nachfolger würde. Er glaubte, ein Anrecht auf Willfährung seines Wunsches zu besitzen. Ihm dankte die Schule nach der furchtbaren Heimfuchung vor dreißig Jahren ihre äußere Wiederaufrichtung und ihren Fortbestand; wie eine Art Familienerbe war dann die Stelle auf Arnold übergegangen und nun war des Seniors dringendes Begehrt, dies, wie ihm schien, wohlberedtigte Erbe dem Großsohn des Comenius zufallen zu lassen, dessen unvergängliches Verdienst um die Schule — man ist versucht, zu sagen — die

ganze Welt damals anerkannte. Aber es zeigten sich starke Bedenken wider die Wahl. Noch vor einem Jahrzehnt war der warm empfohlene Kandidat Schüler des Gymnasiums, zu dessen Leitung er nun berufen werden sollte; der zu überspringende Prorektor hatte seine Stellung angetreten in dem Jahre, da sein nun in Aussicht genommener Vorgesetzter die Schule verließ; als Konrektor wirkte seit 1683 an der Anstalt Samuel Gülich, sein einstiger Schulkamerad, der mit ihm gleichzeitig die Hochschulen in Frankfurt und auch Oxford bezogen und, als der Freund nach Magdeburg übersiedelte, in den Dienst des heimatischen Gymnasiums trat. Die vierte Lehrkraft endlich der „Collega und Kantor“, wie seine Würde lautete, war nun gar der eigene, seit dreißig Jahren an der Anstalt tätige Oheim, der jetzt Untergebener seines jungen Neffen geworden wäre. All den Schwierigkeiten gegenüber setzte der Senior sein Vorhaben durch. Der Prorektor legte seine Stelle nieder; ebenso der Kantor; der Konrektor rückte an den ledig gewordenen Platz und Jablonski wurde Rektor. Hartmann war davon überzeugt, keinen Unwürdigen zur Leitung der Anstalt berufen zu haben, deren Gedeihen ihm warm am Herzen lag, für die er Jahre hindurch seine besten Kräfte — und es waren hervorragende — drangesetzt; auch das wird zuzugeben sein, daß unter den in Frage kommenden Kandidaten sein Schützling der befähigste gewesen. Aber der Senior hat durch das entschiedene Eintreten für den Pflegesohn und daß er seine Wahl durchgesetzt, ihm und auch sich selbst die Stellung von vornherein ungemein erschwert. Mit welchem peinlichen Ausgang nach ein paar Jahren werden wir am Ende des Abschnitts zu berichten haben.

Am 12. November 1686 fand die feierliche Einführung Jablonskis in das Rektorat statt. In einem unsrem heutigen Geschmack überschwenglich erscheinenden Schreiben ladet der Senior ganz Lissa zu der Feier ein. In dem noch vorhandenen Ladebrief*) will man ein Anzeichen beginnenden Verfalls der klassischen Studien am Gymnasium erkennen. Mag sein, wenn auch etwas herbe geurteilt. Unstreitig verlautet in der prunkhaften Fassung, in den hochtrabenden Worten auch etwas von der Freude des Seniors, den in seinen Augen tüchtigen Kandidaten zum achtzehnten Rektor in der bisherigen Reihenfolge einführen zu können. Die Muttersprache der Gelehrten hatte es sich bereits nachgrade gefallen lassen müssen, bei derartigen Anlässen mit dem Flitterstaub schwulstiger Redewendungen behangen zu werden. Bis zur Stunde hat sie den Tand noch nicht völlig abgelegt, wie so manche Verleihung etwa eines Ehrendoktors der Theologie bekundet. Aus einem von Jablonski angefertigten, noch vorhandnen Verzeichnis (album illustris Gymnasii Lesnensis) ist zu

*) Ziegler hat ihn in der angeführten Schrift abgedruckt.

ersehen, daß in den drei oberen Gymnasialklassen, deren Leitung insbesondere dem Rektor zufiel, 1686 nur 21 Schüler waren (I: 5; II: 9; III: 7), die Hälfte davon Söhne des Adels. Viele der Schüler verließen die Anstalt vor erlangtem Reisezeugnis für die Hochschule; wohl meist Abtöge, die auf ihre Güter heimkehrten. Klassenversetzungen fanden vor Beginn der Hundstagsferien statt, nachdem der Zögling mindestens ein Jahr, aber auch nicht über zwei Jahre an dem Unterrichte in der Klasse zur Zufriedenheit der Lehrer teilgenommen.

Wie Jablonski das Album der Schule angelegt, so scheint er auch der erste Rektor gewesen zu sein, der durch jährlich erscheinende Berichte die Eltern der Zöglinge, ja die ganze Unitätsgemeinde, mit dem Anstaltsleben vertraut zu machen suchte. Aus seiner Zeit und wahrscheinlich von seiner Hand ist noch ein solcher Bericht von 1689 vorhanden, fesselnd auch durch die Einladung zu einem von den Schülern aufzuführenden Schauspiel: „Dem Grafen zu Lissa, Wenzeslaus, Hulbigt das Gymnasium illustre.“ Nach dem Titel scheint das prunkrednerische Stück andren Inhaltes gewesen zu sein, als ihn der Großvater in den sechs dramatischen Darstellungen seines Buches „die Schule als Spiel“ (schola ludus) bot. Während er die von Nagoczi gestiftete Schule zu Sarospatak nach seinen bahnbrechenden Grundsätzen umgestaltete (1650–54), hatte Comenius seine groß und allumfassend angelegte „Sprachenpforte“ ausgearbeitet; dort, in Ungarn, auch zu ihrer Veranschaulichung den Orbis pictus zusammengestellt. Wie er hier als der erste das Bild in den von ihm geforderten Anschauungsunterricht der Schule und auch häuslichen Erziehung einführte, so ging er in der „Schule als Spiel“, wie er sie selbst bezeichnete einer Art „lebendiger Encyclopädie“, einen Schritt weiter in der „ergöglichen Kunst, alle benannten und noch zu benennenden Dinge den Seinen lebendig darzustellen“.^{*)} Was Comenius in diesem gewissermaßen dramatisierten Orbis pictus des von ihm umgestalteten Schulunterrichtes zu bieten suchte, bildete eine förderliche Erweiterung, zugleich auch ein heilsames Gegengewicht zu den zumal durch die Jesuiten in Schwange gekommenen Schüleraufführungen lateinischer Lustspiele. Waren dieselben auch für solchen Gebrauch in usum delphini stark zugeschnitten, so gab es doch oft recht nachsichtige Scheren, zumal in den tonangebenden Jesuitenanstalten, die dem derben Geschmack in den adligen Kreisen jener Tage nur allzu wohlgesinnt entgegenkamen. In evangelischen Gymnasien der Zeit suchte man aus der Klemme, die allgemein begehrten Aufführungen nicht dran zu geben — man würde damit nur einen Teil der Schüler an die gefährlichen Wettbewerber um den Besitz der Jugend

^{*)} Daß in diesen dramatischen Darstellungen Anregungen auch für unsere Zeit geboten, zeigt der neueste Herausgeber der Schrift, Oberlehrer Böttcher (Rangensalza 1888).

eingebüßt haben — und doch auch nicht den bedenklichen Stücken etwa eines Terenz allzu starken Eingang zu gewähren, dadurch zu kommen, daß man Vorgänge der Gegenwart eigens für die Schüler meist in lateinischer Sprache dramatisierte. Jablonski konnte und wollte dem starken Zug der Zeit und ihrer Forderungen an die Gymnasien nicht widerstehen. Auch als Entel von Comenius anerkannte er die Berechtigung einer solchen Forderung und den Nutzen, den sie, richtig geübt, einer Schule bieten kann. In Oxford hatte er Gelegenheit gehabt, derartigen unanstößigen Aufführungen im College beiwohnen zu können. So wehrte er der herrschenden Sitte in der seiner Leitung anvertrauten Schule zu Vissa nicht. Die Heimkehr von einer längeren Reise des Grafen Wenzeslaus (Wladislaw) aus dem Hause der Leszcynski, der hochherzigen und freigebigen Gründer des Gymnasiums, bot den erwünschten Anlaß, das gräfliche Haus in einem Festspiel zu feiern. Die Familie; nicht, wie man vermutet hat, den zwölfjährigen Grafen Stanislaus, der damals noch Schüler des Gymnasiums war (also unter dem Rektorat des Jablonski, und damit auch sein Schüler) und in der Familie des Seniors Hartmann wie einst auch Jablonski Aufnahme gefunden. Ob das Festspiel von dem Rektor verfaßt wurde, ist nicht mitgeteilt; wohl aber, daß das berühmt gewordne Anagramm am Anfang, das von sämtlichen Schülern singend vorgetragen wurde, von Jablonski stamme. In seinen letzten Worten: „Du (Haus Leszcynski) besteige den Thron“ ist der Dichter ahnungslos zum Seher geworden; fünfzehn Jahre nach der Aufführung (1704) wurde der damalige Gymnasiast zum Könige von Polen erwählt.¹³⁾ Auch im folgenden Jahre geschieht eines dramatisierten Wechselgesprächs Erwähnung, das Jablonski von seinen Schülern zur Aufführung brachte und an welcher mit der ganzen gräflichen Familie auch Graf Bogislaw Leszcynski, Bischof von Luck in Polen (Episc. Luceoriensis) teilnahm.

Voran bei der kärglich besoldeten polnischen Pfarrstelle nicht zu denken war, an die Gründung eines eigenen Hausstandes, das war nun durch die beiden Stellen möglich. Eine Braut scheint der Feldprediger noch nicht besessen zu haben; denn es verstreicht mehr wie ein Jahr, bis am 7. Februar 1688 „Daniel Ernst Jablonski, Rektor und Pastor Pol., Petri Figuli, dem Geschlecht und seinen Vorfahren nach Jablonski, kurfürstlichen Hofpredigers in Memel und des Unitätsseñioris Sohn mit Barbara Fergushill“ getraut wurde, wie im Kirchenbuch der Gemeinde zu lesen ist. Trotz eifriger Nachforschung habe ich nur wenig über die Braut in Erfahrung bringen können. Ohne näheren Nachweis sagt ein Bericht aus dem achtzehnten Jahrhundert,^{*)} daß sie einer alten,

*) Vergl. Einladungsschrift der Friedrichschule in Breslau 1790.

schottischen Familie entstamme. Dieselbe scheint zu den zahlreichen Familien gehört zu haben, die um ihres evangelischen Glaubens willen zur Zeit der Stuarts ihre schönen schottischen Hochlande haben verlassen müssen und in die Fremde, meist auch zunächst in äußerliches Elend gezogen sind. In den Handelsstädten längs der Ostsee bis tief hinein nach Polen begegnen wir ihnen in großer Zahl. Auch an Orten, wo Unitätsbrüder sich angesiedelt hatten, deren Geschick mit ihrem eigenen manche Ähnlichkeit hatte und die ihnen zugleich nahestehende Glaubensgenossen waren. Jablonski hat wohl seine Braut in dem Hause des einstigen Pflegevaters kennen gelernt und ist durch sie nun auch in nähere verwandtschaftliche Beziehung zu ihm getreten. Aus dem noch unveröffentlichten, im Staatsarchiv zu Posen befindlichen Testament Hartmanns ist ersichtlich, daß er zweimal verheiratet gewesen, mit einer Elisabeth Gertichius und mit einer Tochter des Vigilantius, der mit der Mutter unseres Jablonski verwandt gewesen zu sein scheint. In dem Testament heißt es nämlich, „mit dem anderen Weibe hat mir Gott Kinder zur väterlichen Fürsorge anvertraut, unter welchen sonderlich Herr Bruder Jablonski, welcher jezt Rektor allhier und polnischer Prediger ist, und meines lieben Weibes Herr Bruder.“ In der äußerst geringen Hinterlassenschaft, die der in großer Dürftigkeit lebende Senior verteilt, ist auch ein Werk über Anatomie. „Soll gegeben werden meinem liebsten, kleinsten Enkel Rukusch oder Samuelchen Fergushill; vielleicht, will's Gott, studiert er medicinam.“*) Des kleinen, mit einem anatomischen Werke gar frühzeitig bedachten Jungen Mutter war Christine, eine Tochter des Seniors aus erster Ehe; der Vater des künftigen Studenten der Medizin scheint Arzt und ein Bruder, wahrscheinlicher noch der Vater der Braut gewesen zu sein. Englische Ärzte lebten damals mehrere in Pissa, die sich der Unitäts-gemeinde angeschlossen. So hatte ein Dr. Johnston als angesehenstes weltliches Mitglied des Gemeindevorstandes im Jahre 1653 Hartmann ins Rektorat des Gymnasiums eingeführt.¹⁴⁾ Als fast genau nach Jahresfrist (am 4. Februar 1689), dem jungen Paare ein Sohn geboren ward, gab ihm der Vater die Namen seines Großvaters Comenius und Pflegevaters Hartmann: Johann Samuel. Die Freude über den Erstgeborenen war nicht von langer Dauer; schon nach neun Tagen entschlief der kleine Erdengast. Bei der Hochzeitsfeier des jungen Paares hatte der Pflegevater und — trifft die eben geäußerte Vermutung zu — nunmehrige Verwandte ein Hochzeitcarmen gedichtet, aus dem ein Bruchstück bereits mitgeteilt ist.**)

Die anfängliche mißgünstige Stimmung wider den jungen Schützling des Seniors trat für ein paar Jahre in den Hintergrund. Durch die

*) Wir werden diesem „Samuelchen“ später (1700) noch einmal im Pastorate Jablonskis begegnen.

**) Vergl. S. 11 Anm. 1.

große Milde und Versöhnlichkeit seines Wesens entwaffnete Jablonski die alten Gegner und Neider und faßte in weiteren Kreisen der Gemeinde Boden. Seine hohe Predigtgabe fesselte die Polen; seine vielseitige Gelehrsamkeit machte auf den Lehrerkreis und die zahlreichen Gebildeten der Stadt nachhaltigen Eindruck. Dazu war der Prediger und Rektor im geselligen Verkehr, den er liebte, unterhaltend, munter, auch geistreich witzig, nie verlegend, treuherzig mit Allen. Von seinem unerschrocknen Sinn ging eine Anekdote in Lissa bald von Mund zu Mund und machte den jungen Mann volkstümlich. Er liebte weite, einsame Wanderungen in die schönen Wälder der Umgebung. Da wird er eines Tages von Räubern überfallen, die ihn ausplündern wollen. In ruhiger Fassung sagte er zu ihnen: „Ich will meine geringe Barschaft mit euch teilen; denn ich brauche die Hälfte noch, um heimzukommen.“ Und die Räuber, über solch ungewohntes, offnes Wort verblüfft, willigten in den Handel ein. Am leichtesten war es Jablonski, das empfängliche Herz seiner Schüler zu gewinnen. Das Lissaer Archiv*) bewahrt von dem Sohne seines Vorgängers, Samuel Arnold, den 1687 Jablonski in die Sekunda aufgenommen und der zehn Jahre nach ihm zum Rektor der Schule berufen wurde, eine Handschrift „Betrachtung meiner Wanderschaft durch die Welt,“ worin es heißt: „in meinen Studien habe ich den Grund gelegt in Lissa und ist moderator juventutis meae gewesen D. G. Jablonski, dessen Treue und Güte ich dankbar rühme und sie hierher als ein monumentum gratitudinis verzeichne.“ Ganz besonders muß es der leutfelige Schulmann verstanden haben, väterlicher Freund seiner Schüler zu werden und dann auch diese Freundschaft lebenslang zu pflegen und zu bewahren. Vor mir liegt eine Reihe von Briefen, die der vielbeschäftigte Hofprediger von Berlin aus mit einem Lissaer Gymnasiasten beginnt (1694) und Jahre hindurch fortsetzt.**). Rührend ist die Anteilnahme an dem kleinen Lateinschüler, später dann an dem Studenten der Rechtskunde, und bis er unverdrossen und eifrig dem jugendlichen Freunde die Wege zu seinem erwählten Lebensberufe geebnet und ihm eine staatliche Anstellung verschafft. Auch von einem andren Schüler haben wir Kunde, der ihm in seinem spätern Leben innig befreundet wurde, dem berühmten, durch die schmachvollen Anklagen und Nachstellungen der Jesuiten schier zu Tode gebrachten Sigmund von Unruh, wohl der hervorragendste Lutheraner Großpolens.***)

*) Coll. Pflug III, 42.

**) Die Briefe besitzt das Posener Staatsarchiv X, 14.

***) Kraushar hat vor ein paar Jahren in einem zweibändigen Werke die „Rechtsfache“ des wackeren Anwaltes seiner Glaubensgenossen wider die Vergewaltigungen der römischen Kirche geschildert: Sprawa Zygmunta Unruga. Epizod historyczny z czasow Saskich 1715—1740 (Krakow 1890).

Trotzdem hörten die Feindseligkeiten der sich durch den Senior zurückgebrängt fühlenden Familie Gülich nicht auf; sie nahmen an Heftigkeit, der sich bis zum Haß steigerte, zu. Es ist ein peinliches Blatt in der Geschichte der Lissaer Brüderunität, das wir nun doch nicht überschlagen dürfen. Wodurch die fortglimmende Flamme von neuem aufloderte, ist mir unklar geblieben. Sie verbitterte dem durch den Heimgang seiner treuen Lebensgefährtin nieder gebeugten Senior Leben und Stellung in Lissa in einem Grade, daß er seinen Posten niederlegte und auch nicht mehr in Lissa wohnen bleiben wollte. Er nahm 1690 die kleine, gerade erledigte reformierte Pfarrstelle in Memel an, die Figulus (S. 30) vor zwei Jahrzehnten inne gehabt. Nicht mehr für lange. Die letzten bittren Erfahrungen, die erlittene Unbill und Undankbarkeit, die der alternde Mann in seinem Gemüte nicht mehr verwinden konnte, nagten auch an dem erschöpften, hinfällig gewordenen Körper. Der schwergeprüfte Witwer hoffte Ruhe und Erholung für Leib und Seele auf der ländlichen Pfarre seines Bruders Paul in England zu finden. Auf der Reise dahin ist der einsame, um die Unität und ihr Gymnasium hochverdiente Mann, fern von all seinen Lieben, am 29. Mai 1691 im Alter von 64 Jahren in Rotterdam gestorben. Zehn Tage zuvor hatte auch Jablonski den Staub von seinen Füßen geschüttelt und Lissa verlassen. Wir haben ausführlich von seinem Weggang zu erzählen. Noch vier Jahre später hat er seinem Freunde Strimesius in einem langen Rechtfertigungsschreiben die an seinen Weggang sich anreihenden argen Verdächtigungen entkräftet. Den Entwurf des Schreibens habe ich im Posenener Staatsarchiv gefunden; er bietet uns auch hier erwünschte Wegweisung in der etwas verwickelten Angelegenheit.

Unerwartet und von Jablonski nicht begehrt, erreichte ihn im beginnenden Frühjahr 1691 ein Ruf, weg von Lissa, aus dem unmittelbaren Dienst in seiner geliebten Unität und zurück in den Dienst des Kurfürsten von Brandenburg. Was Friedrich III. noch zu Lebzeiten seines großen Vaters als Kurprinz geplant, den begabten Feldprediger von Magdeburg für die reformierte Kirche in Brandenburg-Preußen zu gewinnen, dazu bot sich nun durch eine erledigte Hofpredigerstelle in Königsberg eine günstige Gelegenheit. Ist einem Gerücht zu trauen, so hat der Herzog von Anhalt den Kurfürsten unmittelbar oder durch den Staatsminister von Fuchs auf den jungen Feldprediger aufmerksam gemacht. Möglich wäre es. Fest steht, daß der Ruf zur Übernahme der erledigten Hofpredigerstelle wider Erwarten an Jablonski gelangte und er, auch um der unerquicklichen Lissaer Verhältnisse willen, nicht anstand, ihm Folge zu leisten. Mit dem Weggang von Hartmann und wahrscheinlich durch sein Bemühen, die nun frei gewordene deutsche Predigerstelle seinem jungen Freunde zuzuwenden, gewann die tiefschmerzliche

Dalton, Jablonski.

Feindseligkeit der Familie Gülich und ihres Anhanges frische Nahrung und loderte hell auf. In einem noch vorhandenen Schreiben*) vom 14. Mai 1691 begegnet Jablonski dem falschen, in der Stadt umlaufenden Gerede, als ob er die kurfürstliche Berufung nach Königsberg ausgeschlagen haben würde, wenn man ihm das Nebenamt an der deutschen Gemeinde zu Wege gebracht haben würde.

Jablonski erklärte sich bereit, der Berufung nach Königsberg Folge zu leisten. Als ihm der Kirchenälteste und Hofmeister Woyde die Bestallung des Kurfürsten überbrachte, brach er betrübt in heiße Tränen aus; es fiel ihm bitter, schwer, wie er sagt, sich von seiner geliebten Unität zu scheiden. In der Gemeinde wollte man ihn nicht ziehen lassen; man schlug ihm vor, ihn zum Ordinarius an der deutschen Gemeinde, an der der jüngere Gülich nur Diaconus war, zu machen und damit dem älteren Gülich an der deutschen Kirche gleichzustellen. Das war Öl ins Feuer der feindseligen Partei. Sie wollte nach dem Weggang Hartmanns den verhassten Günstling unterkriegen und nun sollte statt dessen derselbe dem jungen Gülich wiederum vorgezogen werden. Trotz diesen Feindseligkeiten erklärte Jablonski, aus Gehorsam zur Unität bleiben zu wollen unter der Bedingung, daß er öffentlich und ordnungsgemäß von seiner geistlichen Behörde, nicht nur von ein paar Gemeindegliedern dazu aufgefordert würde. Sollte er wiederkommen, dann beanspruche er das Ordinariat an der deutschen Kirche, da er auch in Königsberg daselbe habe; um sein friedfertiges Gemüt zu bezeugen, erkläre er sich willig, auf alle die reichlichen Nebeneinkünfte durch Amtshandlungen zu Gunsten des älteren Gülich bis zu dessen Lebensende zu verzichten. Mit dieser Zusage reiste er am 17. Mai von Bissa weg. Der Unität Sache war es, durch einen Abgeordneten den Kurfürsten um seine Entlassung aus der Hospredigerstelle zu bitten. Die Abligen befürworteten warm die Absendung eines Vertrauensmannes an den Kurfürsten; die Geistlichen waren unter Führung von Gülich dawider, verweigerten sogar ihre Unterschrift unter die auszustellende Beglaubigung des zu entsendenden Gesandten. Jablonski hatte von all diesen Vorgängen in Bissa keine Ahnung. Die Absendung unterblieb, einmal — wie Jablonski später seinem Freunde mitteilte — „wegen der angeborenen Langsamkeit der polnischen consiliorum, die allzeit große conatus sind, aber keine effectus haben,“ und dann, weil der angesehenste und begüteste Patron der Unität in Großpolen, Potworowski, den alle wegen seiner Klugheit für ihr Orakel hielten, zur Vorsicht riet, erst durch dritte Personen auszuforschen, ob der Kurfürst sich nicht verletzt fühlen und dann vielleicht die der Unität verliehenen Stipendien einziehen würde. Vom Berliner

*) Lissaer Archiv B I, Nr. 74.

Hofprediger Ursinus war bereits ein Schreiben nach Lissa gelangt, daß der Kurfürst über eine etwaige Rückberufung seines Königsberger Hofpredigers in einem für die Unität bedenklichen Grade ungehalten werden würde. Die Sache war in Berlin auch im Geheimrat zur Sprache gekommen und der Kurfürst hatte entschieden, daß Jablonski in Königsberg bleiben solle, „was ich alles post Deum der pure undervdienten estime des H. von Fuchs gegen meine geringe Person zuzuschreiben habe.“

So unterblieb die Abordnung eines Gesandten nach Berlin; aber nicht alle in der Gemeinde wollten sich dabei beruhigen. An die Spitze der Unzufriedenen stellte sich ein Fleischer, „ein unstudierter, verschmitzter, penetrierender, heftiger Mann“, der nicht so sehr aus Liebe zu Jablonski als aus Feindseligkeit wider Göllich zum Widerspruch wider Berlin aufreizte und ein Schreiben ausgehen ließ, das Jablonski zur Rückkehr nötigen sollte, wenn er nicht als wortbrüchig erscheinen wolle. Er habe sein Wort gegeben und müsse auch wider den Willen des Kurfürsten dasselbe einlösen. Jablonski konnte sich getrost darauf berufen, daß die Vorbedingung des gegebenen Wortes nicht erfüllt sei; nur einige Gemeindeglieder, nicht die einstimmige Unität habe ihn zurückberufen. In seiner zarten Gewissenhaftigkeit wandte er sich vertraulich an den augenblicklich alleinigen Senior, Zugehör, der nach Ordnung der Unität in schweren Gewissensfällen den Binde- und Löseschlüssel in Händen hat. Dieser erklärte ihm entschieden, daß er grade um des Gewissens willen nur ja nicht nach Lissa zurückkehren solle. Das Haus Göllich sei ihm feindselig gestimmt; das allein schon mache seine Wiederkehr unmöglich und würde sie nicht zum Segen und zur Erbauung der Gemeinde ausschlagen. „Das aber gebe ich dir, lieber Bruder, zur Beachtung: Recordare, wem er bei seiner Ordination dextram obedientiae gegeben, dem Fleischer und etlichen patronis oder seinen senioribus? Sat sapienti!“

Jablonski beruhigte sich in seinem Gewissen, durch sein Bleiben in Königsberg recht gehandelt zu haben. Auch die aufgeregten Gemüter wurden mäßig stille. Die Folge hat gezeigt, daß die Ueberzeugung und der Rat des Ursinus zutreffend gewesen. Jablonski hat seine treue, unentwegte Liebe und Anhänglichkeit an die Unität lebenslang bewiesen. Er ist ihr in den schweren Heimsuchungen der nächsten Jahrzehnte, eines vollen halben Jahrhunderts (1691–1741) eine stärkere Stütze gewesen, als er sie ihr jemals in Lissa hätte sein können.

9. Der Hofprediger in Königsberg.

1691—1693.

Sehr frühe hat bekanntlich die Reformation in Preußen Fuß gefaßt; bereits 1523 wurde in Königsberg von einem Domherrn das Evangelium gepredigt. Auch Reformierte tauchten zeitig im Lande auf; sie durften aber nicht ansässig werden, nicht einmal Gottesdienst unter sich nach ihrer heimischen Weise halten. Zunächst waren es Schiffer aus den Niederlanden, die wochenlang mit Börsen und Läden der Handelsware in der für sie günstig gelegenen Stadt sich aufzuhalten hatten. Am Tage des Herrn wollten die frommen Seelente den Gottesdienst, wie sie ihn zu Hause gewöhnt und auch in ihrer Muttersprache nicht missen. Da ihnen derselbe in Königsberg verwehrt war, ruderten sie mit ihren Booten des Sonntags etwa zehn Kilometer den Pregel hinauf nach dem Amte Waldbau, stiegen dort an der am Wasser gelegenen Pfarrei Arnau ans Land und wanderten unauffällig nach dem Schulort Jungferndorf, wo sie ihren Gottesdienst heimlich, meist in einer Bauernstube hielten. Sie sangen leise ihre Psalmen; einer las aus der Heiligen Schrift vor, hatten sie das Andachtsbuch eines Domine von zu Hause mitgebracht, auch noch eine Predigt und beteten mit einander. Bis 1531 hinauf lassen sich Spuren solchen verbotenen Gottesdienstes verfolgen. Fast gleichzeitig hebt eine beachtenswerte, in ihrem Verlauf und Ausgang freilich schmerzliche reformierte Unterströmung im Herzogtum Preußen an.* In hohem Grade fesselnd ist zu sehen, wie der erste Fürst aus dem Hohenzollernhause, der sich der Reformation angeschlossen, Herzog Albrecht von Preußen, eine Anzahl von Männern an seine Schulen und in seine nächste Umgebung berief, die, meist aus den Niederlanden kommend, aus ihren von der lutherischen Schultheologie unterschiedlichen Lehren kein Hehl machten. Der Hohenzollern-Herzog, auch darin ein Vorläufer des Großen Kurfürsten, hatte sogar zahlreichen aus den Niederlanden vor Karl V. flüchtenden Reformierten — Bucer in Straßburg schätzt ihre Zahl auf 4000 — eine Zuflucht gewährt und sie in Vordehnen (Kreis Preußisch-Holland; der Name des Kreises bewahrt bis zur Stunde die Erinnerung an den denkwürdigen Vorgang) angesiedelt. Aber es trat eine rückläufige Bewegung wieder ein. Der aus dem Haag gebürtige Humanist Gnapheus, der auch an der eben 1544 gegründeten Hochschule eine Stellung erhalten,

*) Vergl. die ausführliche Darstellung Tschackerts in seinem wertvollen Urkundenbuch der Reformationsgeschichte des Herzogtums Preußen I, 322 ff. mit den einschlägigen Urkunden.

wurde von da 1547 entfernt, aus der Kirche ausgestoßen und zog außer Land, nach Friesland zu seinem Freunde Laske. An der Hochschule selbst brachen innerhalb der lutherischen Kirche heftige theologische Lehrstreitigkeiten aus, deren Widerhall weithin in Deutschland vernommen wurde, zumal in Königsberg auch die Gemeinden erregte. Die schweren, gefahrdrohenden Stürme zogen vorüber. Sie hinterließen die lutherische Landeskirche in Preußen und die mit ihr eng verbundene Hochschule nicht erschüttert, vielmehr gefestigt, auch nach der Seite einer entschiednen und schroffen Abkehr wider die reformierte Schwesterkirche der Reformation. Der fromme Herzog Albrecht ließ sich unentwegt bis an sein Ende von Luther und Melancthon beraten; der deutsche Reformator war ihm, wie er 1539 an ihn schreibt, „Bischof, Papst und Vater.“ Die Männer, die ihm und seinem Preußen die Reformation übermittelte, die Polenitz, Speratus, Queiß, Brießmann und wie sie alle heißen, waren und blieben ihm Männer innigen Vertrauens und auch persönlicher Freundschaft.

Mit dem siebzehnten Jahrhundert kamen für das Herzogtum andere Zeiten herauf. Bei der starken Verquickung damals des staatlichen und kirchlichen Lebens spürte die lutherische Landeskirche mit ihrer unerbittlich und erfolgreich gehandhabten Alleinherrschaft die Wendung in besonders empfindlichem Grade. Der geisteschwache, gemütsranke Herzog Albrecht Friedrich war gestorben. Die Würde ging auf den anderen Hohenzollernzweig, die Kurfürsten von Brandenburg, über; aber auch sie bedurften dazu der jedesmaligen Belehnung durch den König von Polen. Und nun munkelte man in Preußen, daß Kurfürst Johann Sigismund starke Neigungen für die reformierte Kirche hege; ja unter den preußischen Standesherrn hatte die hochangesehene Familie der Dohna bereits offen ihren Übertritt zu dem ärger wie die römische Kirche verurteilten reformierten Bekenntnis vollzogen. Graf Fabian Dohna mußte deshalb auf Grund eines 1612 gefaßten Landtagsbeschlusses, daß kein Reformierter in Preußen ein öffentliches Amt inne haben dürfe, seine Stelle als Oberburggraf aufgeben. Nur unter sehr lästigen Bedingungen erlangte Johann Sigismund 1611 die Belehnung. Noch ärgere und peinlichere Kämpfe mit den preußischen Ständen hatte acht Jahre später sein Sohn und Nachfolger, Kurfürst Georg Wilhelm, der wie der Vater sich der reformierten Kirche angeschlossen, bis zur Durchsetzung seiner Belehnung zu bestehen. Der Vasallenstaat hatte in den langen Jahren der Abhängigkeit von Polen gar manches von dem Lande der Lehnherren angenommen. Man könnte das damalige Preußen nach mehr wie einer Seite hin ein Klein-Polen nennen, besonders nach der Seite, daß der König in seinen Entschlüssen stark von den Ständen abhängig war. Bei dem kurzächtigen, schier blinden Eifer wider die reformierte Kirche und die nun ihr angehörigen Hohenzollern waren — für uns kaum mehr

faßbar — nicht wenige Standesherrn vermessen genug, am polnischen Hofe Schritte zu tun, dem reformierten Hohenzollernsproß die Belehnung zu versagen und dem katholischen König die Herzogwürde zu übertragen. Was war nicht alles auszufechten, bis der Hohenzoller die Bestallung empfing! Zu welch schweren Zusagen mußte er sich verpflichten, bis er nach aufreibenden Kämpfen sein gutes Recht erstritten! Die Kämpfe wiederholten sich, als sein Sohn bei dem Regierungsantritt den König um seine Belehnung angehen mußte; hatte man doch dem in Königsberg entschlafenen Herzog die Beisetzung im Dom verweigern wollen. Wohl keiner im Lande ahnte, daß der jugendliche Hohenzoller, der wieder erst nach harten, ihm abgerungenen Zugeständnissen als Vasall des Königs von Polen bestätigt wurde, zum Großen Kurfürst ausgereift, das drückende Lehnverhältnis mit dem seinem Zusammenbruch entgegengehenden Polenreich lösen und die granitnen Grundmauern zu einem Bau legen werde, aus welchem die Könige von Preußen, weiter dann die Gründer des neuen deutschen Reiches — kein heiliges römisches Reich deutscher Nation mehr — groß und mächtig hervorgetreten sind.

Häufig und oft für längere Zeit weilten die Kurfürsten in ihrer herzoglichen Hauptstadt. Das konnten nun doch auch die Königsberger ihrem reformierten Herzog nicht verwehren, während des Aufenthaltes in der Burg von dem aus Berlin mitgebrachten Hofprediger sich in seinen Gemächern Gottesdienst halten und an demselben die in der Stadt sich aufhaltenden Reformierten teilnehmen zu lassen. Auch nach dem Tode des Kurfürsten Georg Wilhelm blieb die Witwe, eine Schwester des unglücklichen Böhmenkönigs, mit ihren beiden Töchtern, mit ihrer Schwester und Mutter in der Burg wohnen (von 1636–45); ihr Hofprediger Agricola ward der erste ständige Geistliche der nun in der Hauptstadt Preußens sich bildenden reformierten Gemeinde. Ein größerer Saal wurde ihr für die Gottesdienste im Schlosse eingeräumt, anfänglich auch eine kleine Wohnung für den Prediger, da kein Hausbesitzer dem keiserlichen Geistlichen Räume vermieten wollte. Lange Jahre waren die reformierten Eindringlinge der Bürgerschaft ein schmerzlicher Dorn im Auge. Fortwährend gingen Beschwerden an den katholischen König, daß reformierte Prediger ihre Glaubensgenossen taufte, trauten, den Kranken und Sterbenden das Abendmahl reichten. Kurfürst Georg Wilhelm hatte 1629 den Reformierten einen Acker zum Kirchhof geschenkt, weil er nicht wollte, daß seine Glaubensgenossen im Tode auf einem abgesonderten Platz unweit der Stelle beerdigt würden, an der man die Selbstmörder einsperrte. Auf starkes Drängen der Lutheraner verweigerte der König, wenn auch erfolglos, die Benützung des eignen Platzes. Noch in den siebziger Jahren betete man in der an das Schloß stoßenden Altstädtischen Kirchengemeinde allsonntäglich beim Gottesdienst, Gott wolle die Gemeinde

vor dem Seelengift der Reformierten — oder wie man damals vorzog, zu sagen: der Calvinisten — in Gnaden bewahren.

Seitdem der Große Kurfürst durch den Vertrag von Wehlau (1657) das immer drückender empfundne Lehnverhältnis mit dem alternden Polen gelöst und volle Selbständigkeit der Herrschaft in Preußen erlangt, war er ungebunden, seinen Glaubensgenossen in Königsberg größere Freiheit des Bestandes zu gewähren. Eine mildere Gesinnung wider die Reformierten griff im Lande und auch unter den Bürgern der Stadt um sich. Man spürte allüberall die kraftvolle Hand des Herrschers, der allgewaltig sein Reich, und damit auch sein Preußen, von Sieg zu Sieg im Innern und Außern führte; man konnte und wollte nicht länger die Bewohner vor einem vermeintlichen Seelengift bewahren, dessen gesunde Wirkung man an dem frommen Kurfürsten immer mehr bewundern lernte. Auch von Spener und dem Haller Pietismus drang ein versöhnlicher Hauch in den fernen Osten. Grade in dem Jahre, da Jablonski nach Königsberg übersiedelte, hatte der neu erwählte kurfürstliche Holzkammerer Gehr Hausandachten zu halten angefangen, die nach dem Muster der Collegia pietatis eingerichtet waren. Und Gehr wurde noch im siebzehnten Jahrhundert der Gründer einer Schulanstalt, aus der das bis heute bestehende Friedrichskollegium erwachsen ist. Von den Lehrstreitigkeiten hielt er sich fern; sein Grundsatz war: wir erkennen Christum, so viel wir können; wir lieben ihn aber, wie er ist. Die Zahl der Reformierten in Königsberg wuchs zusehends. Die Gemeinde war ihrer Herkunft nach bunt gemischt, bestand eigentlich aus vier „Bruderschaften“, jede mit eignen „Elterleuten“ und für ihre Arme sorgend: die Deutschen, die Holländer, die Engländer und Schotten, letztere beiden vielleicht auch durch ihre frühere Zugehörigkeit zu der Kirche von England oder zu den Presbyterianern in einem Sonderbestand, der sich aber nach einigen Jahren zu einer Bruderschaft vereinte. Gemeinsam war diesen vier, später drei Bruderschaften die Weise des Gottesdienstes und die deutsche Sprache desselben, die den Fremdländern in der deutschen Stadt nach ein paar Jahren mundgerecht und geläufig wurde. Dazu kam der gleiche Pastor, später dann auch die gemeinsame Kirche und Schule. Neben dieser deutsch-reformierten Kirche bildeten sich bald auch als selbständige Gemeinden eine polnisch- und eine französisch-reformierte, die beide Jablonski bei seiner Ankunft bereits vorfand. 1668 hatte der Kurfürst seinen Glaubensgenossen den alten Schlachthofplatz auf der sog. Burgfreiheit mit einem anstoßenden Haus an dem heute so schön von Gartenanlagen und Landhäusern umrandeten Schloßteich geschenkt mit sehr bedeutenden, bis zur Stunde nicht völlig genommenen Gerechtsamen. Als es später zum Kirchbau kam, erwarb die Gemeinde das anstoßende v. Lehnborfsche Grundstück, das mit in die zugestandnen Gerechtsamen aufgenommen wurde.

Schon zehn Jahre früher (1658) hatte die Gemeinde eine Kirchenschule gegründet für Knaben und später auch für Mädchen, für die auf dem geräumigen Kirchbauplatz ein eignes Schulhaus gebaut wurde.

Die Zahl der Gemeindeglieder zur Zeit Jablonskis schätze ich auf 15—1800 Seelen.¹⁵⁾ Günstige Zeiten doch noch, in denen man eine solche Zahl die Kraft eines Geistlichen übersteigend hielt! Bereits 1646 hatte der Kurfürst einen zweiten, seit 1673 gar einen dritten Hofprediger angestellt. 1690 war nach nur zweijähriger Wirksamkeit Heinrich Lampe gestorben, aus Bremen gebürtig, der Vater des in Detmold 1683 gebornen, berühmt gewordenen Friedrich Adolfs. An die frei gewordne Stelle wurde unser Jablonski berufen. Ende Mai 1691 traf er mit seiner Frau (das erstgeborne Söhnchen war, wie erwähnt, gestorben) in Königsberg ein; einem aufgefundenen Brief des Berliner Hofpredigers Ursinus entnehme ich, daß seine feierliche Einführung ins Amt im Juni stattfand. Die Stelle war äußerlich eine vorteilhafte: jedem der dortigen Hofprediger hatte der Kurfürst neben besondern Gefällen an Holz und Getreide 600 Taler Gehalt mit freier Wohnung angesetzt; für zwei Prediger war Raum auf dem Gemeindeplatz hergerichtet, der dritte erhielt Mietsentschädigung. Ein Rangunterschied bestand unter den drei Geistlichen nicht; sie hatten das gegenseitige friedliche Übereinkommen getroffen, daß die beiden älteren Amtsbrüder die Vormittags- und Donnerstagspredigten abwechselnd hielten, während Jablonski sämtliche Beisergottesdienste übernahm. Die Einrichtung kam der polnischen Gemeinde zu Gute. Als 1657 Fürst Bogislaw Radziwil, durch seine Mutter Elisabeth Sophie, Markgräfin von Brandenburg, mit dem Großen Kurfürst verwandt, Statthalter von Preußen geworden und seinen Sitz in Königsberg aufschlug, hatte er seinen polnisch-reformierten Hofprediger mitgenommen; an den allsonntäglich fortan im Schloß gehaltenen Gottesdiensten konnten seine polnischen Landsleute teilnehmen. So blieb es zunächst auch nach seinem Tode (1670). Die einzige Tochter, den letzten Sproß des reformierten Zweiges der Radziwil, hatte Fürst Bogislaw dem Großen Kurfürst, als ihrem Vormund, zur Erziehung übergeben. Als die erst vierzehnjährige, in Königsberg erzogene Prinzessin 1681 den Markgrafen Ludwig, Prinz von Preußen, heiratete und damit die Stadt ihrer Kindheit verließ, wurde durch den Wegzug ihres Hofpredigers die kleine polnisch-reformierte Gemeinde verwaist und nur auf zeitweilig oder zufällig anwesende Geistliche aus Polen angewiesen. Erst von 1702 an fühlte sie sich hinlänglich zum Unterhalt eines eignen Predigers erstarkt. Es konnte deshalb nur erwünscht sein, in dem neu berufenen Hofprediger einen Geistlichen zu finden, der, von Haus aus selber Pole, bereit war, ab und zu ihnen Gottesdienst in ihrer Muttersprache zu halten und das heilige Abendmahl zu reichen.

Von den beiden Amtsbrüdern, die Jablonski in seiner Königsberger Gemeinde vorfand, hatte der eine bereits ein Vierteljahrhundert seine Stelle inne (seit 1666), Lukas Blaspiel, wie es scheint, ein Prediger etwas sonderlicher Art, der über das hohepriesterliche Gebet des Herrn seiner Gemeinde nicht weniger als 150 Predigten gehalten. Jablonski rühmt in späteren Jahren einem Freunde gegenüber das schöne innige Verhältnis, das von Anfang an zwischen ihm und dem so viel älteren Amtsgenossen bestanden, „wie zwischen Sohn und Vater.“ In der Dämmerstunde nach dem Abendessen pflegte der jüngere Kollege Blaspiel aufzusuchen. Da saßen sie zusammen vor dem behaglichen Kaminfeuer, „tranken“ aus den weißen holländischen Tonpfeifen ihren Tabak, der, wie Jablonski erzählt, auch damals schon seine Kunst bewährte, den Plauderern gegenseitig ihre Geheimnisse herauszulocken; „allermaßen ich ohne Rühmen sagen kann, daß dieser Mann, so zu sagen, sein ganzes Herz gegen mich auszusüßten pflegte.“ Auch Jablonski hielt nicht zurück. Er vertraute Blaspiel die letzten schmerzlichen Lissaer Vorgänge, die sein Gewissen noch immer beunruhigten; und dieser schrieb an den Senior Zugehör, daß er das Verhalten seines jungen Freundes billige, auch daß er in Gottes Namen den Sachen ihren Lauf lasse und nichts darwider tue, wenn die Abtügen Schritte wegen seiner Entlassung bei dem Kurfürsten tun wollten. Der andre Amtsbruder, Jarver, ebenfalls wie der Vorgänger Lampe ein Bremer von Geburt, war nur ein paar Jahre älter als Jablonski und vor fünf Jahren erst nach Königsberg gekommen, starb aber bereits 1697. Er habe sich um die Gemeinde „sehr meritirt,“ wurde ihm nach seinem Tode nachgesagt; die Spuren dieser Verdienste sind von vergeßlichen, nachgebornen Geschlechtern, die wie über Inschriften alter Grabsteine in der Kirche achtlos dahingezogen, völlig verwischt. Es traf sich freilich auch eigen. Noch in demselben Jahre, da Jablonski Königsberg wieder verließ, starb Blaspiel, von einem Schlagfluß plötzlich hingerafft, so daß die Gemeinde binnen vier Jahren den vollen Bestand ihrer Geistlichen erneuern mußte.

Von Jablonski berichtet eine 1801 erschienene Jubelschrift der Gemeinde, daß er der gelehrteste und berühmteste unter all ihren Geistlichen gewesen. Seine bedeutende Predigtgabe trat auch bald in Königsberg zu Tage. Ihm war von Magdeburg und Lissa ein günstiger Ruf vorausgegangen; es konnte ihm nicht schwer fallen, zumal bei der ihm eignen Liebenswürdigkeit im Verkehr, den Vorzug in der Gemeinde zu gewinnen. Noch fanden die Gottesdienste in dem dafür eingeräumten Saal des sog. großen Eberhauses (im rechten Flügel des Schlosses) statt; aber seit einem halben Jahrhundert schon war derselbe für die wachsende Zahl der Reformierten zu klein; er konnte nur höchstens 200 Personen fassen und damals blieb nicht leicht jemand dem Gottesdienste fern.

Jablonski traf bei seiner Ankunft in Königsberg die Bauleute in voller Arbeit auf dem Gemeindeplatz, eine prächtige Kirche zu errichten. Das Jahr zuvor, am 24. Mai 1690, den Tag nach seiner Huldigung, hatte Kurfürst Friedrich III. den Grundstein zu der Kirche gelegt, die er zehn Jahre später, den Sonntag nach seiner Krönung, am 23. Januar 1701, einweihte, die erste von einem König von Preußen geweihte evangelische Kirche.^{*)} Schon der Große Kurfürst hegte den lebhaften Wunsch, in seiner preußischen Hauptstadt eine hervorragende Kirche seines Bekenntnisses zu bauen. Vor Jahren bereits hatte er den geräumigen, günstig gelegenen Bauplatz geschenkt; sobald für ihn etwas friedlichere Zeiten anbrachen, wollte er den Bau beginnen. Die „Neue Kirche“ im Haag, den Bedürfnissen reformierten Gottesdienstes entsprechend, wenige Jahrzehnte zuvor erbaut, schwebte ihm als Vorbild vor. Noch heute kann man in Königsberg dem nun doch als unbegründet nachgewiesenen Gerücht begegnen, als ob kein geringerer wie der berühmte Schlüter den ersten Entwurf geliefert. Eine Denkmünze ist noch vorhanden — Jablonski wird sie in seiner nicht unbedeutenden Münzensammlung besessen haben —, die diesen ersten Entwurf zeigt, mit der Inschrift auf der Rückseite: Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, hat, um seine Dankbarkeit gegen Gott zu bezeugen und um die an andren Orten durch unzählige Unglücksfälle bedrückte wahre Religion in seinem Lande wieder herzustellen, einen neuen Tempel bei den Preußen erbaut und als ein Zeichen fürstlicher Frömmigkeit der Nachwelt hinterlassen 1687.“ Die Münze war zu früh geprägt; der Tod des Kurfürsten ließ es nicht einmal zur Grundsteinlegung kommen. Der Sohn nahm das Werk des Vaters mit frischem, frommem Eifer auf. Der Hofbaumeister Nering änderte den ursprünglichen Bauplan in die Gestalt, in welcher die Kirche heute noch vollendet dasteht, ein beachtenswerter Bau auch schon als die erste reformierte Kirche, die in Deutschland zur Ausführung gelangte.^{**)} Bis in welche Höhe Jablonski bei seinen Gängen über den Gemeindeplatz die Mauern noch hat emporsteigen sehen — ein prächtiges Schauen für ein Pastoren-auge, der Bau einer eignen Kirche seiner Gemeinde! — ist heute wohl nicht mehr nachzuweisen; vor seinem Geistesauge sah er sie vollendet, auch mit dem geplanten, hochragenden, nicht unschön sich verjüngenden Turm, der freilich bis heute noch auf seinen Ausbau wartet.

^{*)} Jetzt bei der zweihundertjährigen Krönungsfeier erschien von einem der beiden gegenwärtigen Geistlichen, Franz Muther, eine kleine „Geschichte der ev. deutsch-reform. Burghengemeinde in Königsberg“ (Königsberg 1901. S. 48). Sie bietet auch 8 gute Abbildungen der Kirche.

^{**)} Vergl. außer den Abbildungen bei Muther die in dem großen Werke: Der Kirchenbau des Protestantismus (Berlin 1893) S. 70.

Während der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in Königsberg fand der ungemein fleißige junge Hosprediger erwünschte Muße, seinen theologischen Lieblingsstudien nachzugehen. Die für drei Geistliche verhältnismäßig kleine Gemeinde beanspruchte nicht so viele Zeit wie das Doppelamt in Lissa; die Hochschule und die mit ihr verbundene reichhaltige Bücherei boten geistige Anregung, die der Feldprediger in Magdeburg zumal nach der glücklichen Studienzeit in Oxford schmerzlich entbehrt haben mag. Seine hebräischen Sprachstudien haben hier insoweit einen Abschluß gefunden, daß er alsbald nach seiner Übersiedlung nach Berlin an die Herausgabe einer reifen Frucht derselben schreiten konnte. Schade, daß Professor Wegner erst 1695 einen Ruf nach Königsberg erhielt. Von 1774 an — also während der Studienzeit Jablonskis — hatte er als Diakonus an der Oberkirche in Frankfurt theologische und philologische Vorlesungen gehalten, zumal in seinem Sonderfach der hebräischen Sprache und Grammatik. Der literarisch ungemein fruchtbare Diakonus und spätere Professor hat eine Reihe von Lehrbüchern des Hebräischen herausgegeben, die Jablonski in seinem Privatstudium Wegweisung bieten konnten.

So hatte sich auch in Königsberg der junge Hosprediger bald und in zusageuder Weise eingelebt, unter den zahlreichen englischen Gliedern der Gemeinde besonders beliebt, da ihm seine Sprachkenntnisse, ebenso die vielen in England geknüpften freundschaftlichen Beziehungen den seelsorgerlichen Verkehr mit ihnen erleichterte. Zwischen den in Memel und Elbing angesiedelten Engländern und Schotten und ihren alten Landsleuten in Königsberg bestanden ununterbrochene innige Berührungen, die nun auch dem Sohne des Figulus zu gute kamen, der mit Comenius (vergl. S. 12) ein paar Jahre in Elbing gelebt und mit dem einst daselbst ansässigen John Dury die jahrelangen Unionswanderungen gemacht, der später dann in Memel die dort angesiedelten Presbyterianer geistlich bedient hatte. Jablonski glaubte in einen Hafen stillen, langen Verweilens eingelaufen zu sein und war des froh. Aber auch diesmal wieder mußte er gar bald schon — binnen einem Jahrzehnt nun bereits zum viertenmal — die Zeltplöcke seines Wohnens aus der kaum heimisch gewordenen Stätte ausziehen. Wiederum ungesucht und unerwartet rief ihn sein Herr, dem er lebenslang diente, aus der kaum gewonnenen Freundschaft weg, wie er in seiner Abschiedspredigt bezeugt, in ein Land, das er ihm zeigte und in welchem er ihn noch 48 Jahre bis an seines Lebens spätem Ende hielt.

10. Berufung nach Berlin und Abschied von Königsberg.

1693.

Im Herbst 1691, nicht lange nach der Übersiedlung Jablonskis von Bissa nach Königsberg war in Berlin der älteste Hofprediger Georg Konrad Berg, ein Sohn des unter dem Kurfürsten Georg Wilhelm berühmten und hochangesehenen Hofpredigers, gestorben. Mit der Wiederbesetzung der Stelle hatte man es nicht eilig; die Arbeit an der Gemeinde konnte von den vier überlebenden Hofpredigern eine längere Weile allein bewältigt werden.

Zum ersten Mal seit dem Regierungsantritt vor fünf Jahren hatte Kurfürst Friedrich III. den in viel höherem Grade wie heutzutage bedeutsamen Posten eines Hofpredigers in seiner Hauptstadt zu besetzen; er nahm es sehr ernst mit der Wahl. Das reiche und schöne Erbe einer tief christlichen, auf das Evangelium sich gründenden Gesinnung, dazu einer treuen, überzeugungsvollen Anhänglichkeit an das Bekenntnis seiner frommen Eltern, weiter hinauf des Großvaters und dessen Vaters war durch eine vorzügliche, gewissenhafte Erziehung gefestigt. Der junge Kurfürst hatte den Glauben der Väter nicht nur als Erbe übernommen; er hatte ihn erworben und besaß ihn als sein eignes, offen und freudig bekanntes Bekenntnis. Auch auf kirchlichem Gebiete wandelte Friedrich III. unentwegt in den von dem Vater mit frommer, mannhafter Entschiedenheit gebrochenen Bahnen. Einen neuen Kurs da einzuschlagen, lag ihm auf kirchlichem Gebiete so fern wie auf staatlichem. Er würde auch dazu nicht die Kraft besessen haben; denn der Große Kurfürst hatte in Staat und Kirche die Grundlinien des wunderbaren Baues, dessen Vollendung und Krönung wir heutige Zeitgenossen haben erleben dürfen, so unerschütterlich fest und tief in den Boden der seiner Herrschaft überwiesenen Länder, in das Herz seines Volkes gelegt, daß sie wie eine unwiderstehliche Naturgewalt fortwirkten und auch die folgenden königlichen Bauherren bis zur Gegenwart in die durch den genialen Herrscher gewiesenen Bahnen drängten. Friedrich des Dritten geschichtliche Bedeutung ruht nicht zum geringsten Teil darin, die vom großen Vater gestellten Aufgaben, die der staatlichen und kirchlichen Politik gewiesenen Richtlinien klar erkannt und inne gehalten zu haben, sie, seiner stark ausgeprägten Neigung und auch dem Zuge der Zeit entsprechend, mit königlicher Prachtentfaltung den Untertanen und umgebenden Völkern unter die Augen gestellt und zielstrebig fortgeführt zu haben. Aus der Schule des Großen Kurfürsten hatte er noch eine Reihe bewährter Staatsmänner überkommen und hielt sie, dem

Landes zum Segen, in seiner Nähe. Er brauchte Kirchenmänner, tüchtig und befähigt, die der evangelischen Landeskirche von dem Vater, ja schon von dem Urgroßvater Johann Sigismund gewiesene hohe Aufgabe sich zu eigen zu machen und mit voller Hingabe an ihrer Verwirklichung mitzuarbeiten.

Es liegt uns hier fern, die ganze Bedeutung und volle Tragweite des entscheidungsvollen Schrittes von Kurfürst Johann Sigismund hervorzuheben, daß er in der schwersten, drangsalvollsten Zeit seiner Regierung sich von dem lutherischen Glauben des Volkes trennte und der reformierten Kirche anschloß, er und im weiteren Fortgang das Haus der Hohenzollern. Solch einen kühnen Schritt, bei dem alles, selbst die kurfürstliche und herzogliche Würde, selbst der Friede im eignen Hause ernstlich in Frage gestellt war, wird nur wagen, wer in seinem Gewissen gedrängt es nicht lassen kann, seinen Herrn Christum in dem Glauben offen vor den Menschen zu bekennen, in welchem er seines Heiles und seiner Seligkeit gewiß geworden.*) Eine für das Land und die ganze Folgezeit segensreiche Frucht des Wagnisses trat unmittelbar mitten in den theologisch streitsüchtigen Tagen hervor; sie ist ein kostbarer Besitz des Hohenzollernhauses und weiter der deutschen evangelischen Kirche geblieben. Zum ersten Male geschah es jetzt, daß der Herrscher von dem damals allgemein als berechtigt angesehenen Versuche Abstand, die Untertanen zur Annahme des gleichen Glaubens zu drängen (*cujus regio, ejus religio*), daß er feierlich Duldsamkeit in Glaubenssachen gewährte, aber auch für sich und seine Glaubensgenossen beanspruchte. Ein seiner Ruhm in der Tat, der im dankbaren Gedächtnis unsrer evangelischen Kirche, unsres gesamten Volkes immer wieder betont werden soll, daß die Hohenzollern seit ihrem Übertritt zum reformierten Bekenntnis zuerst in deutschen Landen die Fahne der Toleranz entfaltet haben, daß sie nicht erst durch eine spätere, dem evangelischen Glauben sich entfremdende Zeit verkündet wurde. Wahre Duldsamkeit in Glaubenssachen kann nur üben, wer selber im Glauben tief und fest wurzelt; nicht aber, wer dem Evangelium untreu geworden weder kalt noch warm den Heiligtümern unsres evangelischen Glaubens gegenüber steht.

Eine weitere köstliche Frucht des Übertrittes, die unter dem Großen Kurfürst und durch ihn ausgereift, gilt es hervorzuheben. Die geübte Duldsamkeit, die beide Schwesterkirchen der Reformation als aus einem

*) Es sei hier an das schöne, treffende Wort von Saurin, dem berühmtesten und gefeiertsten Prediger unter den aus ihrem Vaterlande vertriebenen Hugenotten erinnert: *De tous les caractères, il y en a peu de si vénérables que celui d'un véritable proselyte. Un homme, qui sait changer de religion par de bons principes, a une grandeur d'âme au dessus du commun des hommes. C'est un héros, si sa conversion est sincère.*

gemeinsamen Stamm erwachsen lehrte und ansah — im siebzehnten Jahrhundert eine gar befremdliche Märc — zeitigte jene großartige Weitherzigkeit auch auf kirchlichem Boden, die gegenüber dem wiederaufkommenden Ermannern der römischen Kirche die evangelischen Glaubensgenossen in allen Landen zum gemeinsamen Kampf aufrufen und vereinen wollte. Der Große Kurfürst übernahm in diesem Sehnen und Streben die Führung. Er galt nach den kirchlich zerrütteten Zeiten des dreißigjährigen Krieges als Schirmvogt aller um ihres Glaubens willen verfolgten Völker. Zu ihrem Schutz und Trutz wagte es der Kurfürst, furchtlos und unbesorgt um die Folgen, selbst gegen Ludwig XIV. seine Stimme zu erheben. Als der „Sonnenkönig“ in fluchwürdiger Vergewaltigung das Edikt von Nantes aufhob und damit die Tüchtigsten seines Volkes von Haus und Hof und Vaterland vertrieb, da hat unser Brandenburger den flüchtenden Hugenotten sein Herz und auch sein Land weit geöffnet und in heiligem Zorn das unvergleichlich schöne, hochherzige, mannhaftige Edikt von Potsdam wider die Freveltat des französischen Königs ausgehen lassen. Unvergessen hat uns Evangelischen in Deutschland zu bleiben, was bis heute doch noch so oft übersehen wird, daß der Große Kurfürst in und durch solche Führung als Schutzherr der Evangelischen allüberall sein kleines, bis dahin von den tonangebenden Staaten vielfach übersehenes und wenig beachtetes Land und Volk in den Rang der tonangebenden europäischen Mächte eingeführt und sie auf diese evangelische Stimme achten gelehrt, grade um zwei Jahrhunderte früher, als das auf den Schlachtfeldern in Frankreich geeinte deutsche Volk unter dem evangelischen Kaiser aus dem Hohenzollernhause den festbegründeten Platz unter den Großmächten sich erstritten. Man lernte auf den glaubensstarken, glaubenstreuen Vorposten der gesamten evangelischen Kirche als auf die feste Burg der bedrängten, als auf eine offenstehende Herberge der vertriebenen Glaubensgenossen hoffnungsvoll hinsehen. Man warb um seine allzeit bereite Mithilfe in den schweren Kämpfen, durch welche sie allüberall in römischen Landen hindurchzugehen hatten. Und andererseits fing auch die römische Kirche an, so lange diese vom Großen Kurfürst ausgegebene Lösung in Geltung blieb und als eiserner Bestand des Krongutes hochgehalten wurde, in dessen Besitz die weltgeschichtliche Größe Preußens ruht, den kleinen preußischen Staat, dem der verblendete Papst in ohnmächtigem, schier kindischem Treiben noch über ein halbes Jahrhundert die Anerkennung der königlichen Würde versagt, trotzdem wohl im Auge zu behalten und auch zu fürchten, eine Furcht, die sie grade heute bei anders gewordener Strömung leider zu verlernen sich aneignet.

Diese von den Hohenzollern als wertvollstes Hauserbe und Vätergut übernommene Aufgabe forderte in der heimischen Kirche verständnisvolle Männer gleicher weithertziger, duldsamer Gesinnung, Kirchenmänner großen

Stils — wenn der Ausdruck gestattet ist —, die festgewurzelt im Evangelium ein Band der Gemeinschaft und des Zusammenstehens mit der gesamten Reformationskirche in dem ihr aufgedrungenen Kampfe wider die einheitlich zusammengeschlossene und von den Jesuiten meisterhaft geführte römische Kirche erstrebten. Nun lag es dem Sohne des Großen Kurfürsten und Erben auch dieser hohen Aufgabe zum ersten Male ob, für den erledigten Posten am Dom zu Berlin einen solchen Kirchenmann ausfindig zu machen. Wer heute noch imstande ist, Umschau unter den reformierten Geistlichen in Brandenburg-Preußen, ja selbst in Deutschland jener Tage zu halten, wird zugestehen, daß die Auswahl einer geeigneten Persönlichkeit für den wichtigen Posten äußerst gering gewesen. Außer dem Erkornen wüßte ich keinen der bekannt gewordenen damaligen Geistlichen als in gleichem Grade befähigt zu bezeichnen, nach den eben ange deuteten Seiten hin ein tüchtiger Mitarbeiter an dem großen Werke zu sein.

Der Kurfürst betraute mit der schwierigen Aufgabe, ihn auf einen geeigneten Kandidaten aufmerksam zu machen, seinen Vertrauensmann und Ratgeber in staatlichen und kirchlichen Angelegenheiten, den Direktor in evangelischen Kirchensachen Geheimrat Paul von Fuchs. Der bedeutende Staatsmann wird uns in der Folge wiederholt begegnen; darum hier schon ein Paar Worte über ihn. Als Sohn eines Stettiner Geistlichen in dem Jahre geboren, in welchem der Große Kurfürst zur Regierung kam (1640), war der hochbegabte, frühreife Jüngling mit 27 Jahren bereits Professor der Rechte an der Duisburger Hochschule, auch hervorragendes Mitglied des reformierten Presbyteriums daselbst. Drei Jahre später wurde er, durch seinen Gönner, Otto von Schwerin, den Oberhofmeister der kurfürstlichen Söhne, warm empfohlen, zum Geheimsekretär des Kurfürsten berufen. Achtzehn Jahre hindurch in der unmittelbaren Umgebung des genialen Herrschers und mit seinem vollen Vertrauen von Stufe zu Stufe im Staatsdienste steigend, wurde er von diesem einzigartigen Lehrmeister in die hohe Politik eingeweiht und erwies sich, zu immer größeren, wichtigeren Staatsaufträgen auserwählt, als einen der gelehrigsten, begabtesten Schüler des großen Meisters in der Staatskunst; im reifen Mannesalter mehr noch als Schüler, als dessen selbständiger Mitarbeiter, Freund und auch Vertrauter. Fuchs stand an dem Sterbelager des Kurfürsten; er hat uns sein letztes, frommes Wort bewahrt: „ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“ Der Erbe des Kurhutes hatte auch dies väterliche Erbe eines einflußreichen Ratgebers übernommen. Noch sechzehn Jahre bis an sein Ende (1704) blieb Fuchs in den höchsten Staatsstellen, rastlos tätig in den auswärtigen und inneren Angelegenheiten der brandenburgischen Lande des preußischen Staates, rastlos und mit glaubensfreudiger Anteilnahme auch tätig in den kirchlichen Angelegenheiten und zwar überzeugungsvoll in den von dem Großen Kurfürsten

gewiesenen Bahnen, „stark in der Tat, sanft in der Art“. Während seines Direktorats in Kirchenjachen, seit 1695 als Vorfiger des Konfistoriums hat Fuchs mit weiser Mäßigung, aber warmen, frommen Herzens alle Kraft dran gesetzt, die Meinungsverschiedenheiten innerhalb der beiden Schwesterkirchen auszugleichen, die in seiner Zeit aufkommenden Bestrebungen der Union zu fördern und auch durch sie die evangelische Kirche wider die listigen Anläufe und auch Vergewaltigungen Roms, stark zu machen.

Fuchs schwankte nicht lange, wen er dem Kurfürsten zum Hofprediger vorschlagen solle. Wann zuerst und durch wen er auf Jablonski aufmerksam geworden, habe ich nicht ausfindig machen können; es muß wohl schon in Magdeburg gewesen sein. Wie einst Otto von Schwerin in dem jungen Duisburger Professor den befähigten Staatsmann für die unter Kurfürst Friedrich Wilhelm aufsteigende Lebenskraft in Brandenburg witterte und als vorzügliches Werkzeug zu ihrer Entfaltung in Staat und Kirche heranzog, so auch hat Fuchs mit seinem scharfen Auge bereits an dem Magdeburger Feldprediger das Zeug entdeckt, tüchtig und geeignet, an hervorragender Stelle ein auserwählter Mitarbeiter an den großen kirchlichen Aufgaben zu werden, die Brandenburg-Preußen oblagen. Schon als Fuchs dem Kurfürsten Jablonski für Königsberg vorschlug, als er ihm dann dringend riet, den eben berufenen Hofprediger unter keinen Bedingungen wieder nach Bissa ziehen zu lassen, stand es dem Direktor in Kirchenjachen fest, daß Königsberg nur eine kurze Haltestelle auf dem Wege nach Berlin für seinen Kandidaten zu bilden habe. Im August 1691 hielt sich Fuchs auf einer der vielen Reisen im Dienst des Staates einige Zeit in der Hauptstadt Preußens auf. Bereits damals deutete er sowohl Blaspiegel gegenüber als auch da und dort in Gesellschaften an, daß des jungen Hofpredigers Bleiben in Königsberg kein langes sein werde. Daß sich das Wort nicht auf einen Rückzug nach Bissa beziehe, war jedermann bei der unzweideutigen Ablehnung der von dort gekommenen Bitte klar. Man riet wohl auf Berlin; aber am dortigen Dom war in den Tagen noch keine Stelle erledigt.

Während seines Königsberger Aufenthaltes muß Fuchs Jablonski persönlich näher getreten, auch Zuhörer seiner Predigten gewesen sein. Es ist auffällig und für beide Teile bezeichnend, wie sich der hohe Staatsmann zu dem gerade zwanzig Jahre jüngeren Prediger hingezogen fühlte, ihm Freund wurde und bis ans Ende seines Lebens blieb. Zwei verwandte Geister waren sich herzlich auf dem Boden gleicher, tiefgründender christlicher Überzeugung nahe gekommen. Aber der Kurfürst hatte den warm empfohlenen Kandidaten noch nicht predigen gehört. Unauffällig wurde Jablonski im Winter 1692 nach Berlin zu einer Gastpredigt geladen; selbst die Domprediger glaubten nicht, daß es sich um eine

Wahlpredigt handle. Als nun doch der Gast bald darauf vom Kurfürsten zum Dom- und Hofprediger berufen ward,^{1*)} hatten sie zwar nichts wider den Erwählten; aber sie hielten es doch für unbillig, daß der Kurfürst vorher die Domgeistlichen nicht zu Rate gezogen. Sowohl bei der Wahl des nun ältesten Hofpredigers Schmettau (seit 1666), als auch bei der zwei Jahre früheren von Berg sei es nach altem Herkommen so gehalten worden, daß zunächst das geistliche Ministerium beraten und schriftlich jeder einzelne Domprediger seine Zustimmung gegeben habe. Danach sei von der Kanzel aus auch die Domgemeinde um ihren Willen befragt worden. Der Minister habe aber auf ihre Klage erwidert: das sei indifferent; die Zeiten hätten sich geändert, in dergleichen Dingen müsse der summus episcopus das Recht der freien Schaltung haben.

Sobald der Kurfürst die Entscheidung getroffen, drängte er auf alsbaldigen Antritt der Stelle. Noch ehe Jablonski von seiner Gemeinde in Königsberg sich verabschiedet, mußte er nach Berlin eilen, daselbst feierlich im Dom in Anwesenheit des Kurfürsten und des ganzen Hofes in sein Amt eingeführt und der ganzen Gemeinde vorgestellt zu werden. Es war am Sonntag Septuagesimä, den 12./22. Februar 1693. Der wirkliche geheime Staatsrat Excellenz von Fuchs, nicht etwa der älteste Hofprediger, wie es damals zu geschehen pflegte, hielt die Einführungsrede. Sie liegt mir vor. Fuchs hatte auch als Redner einen guten und wohlverdienten Ruf; der besonderen Wärme dieser Rede ist leicht die Freude über die getroffene Wahl, die innige Teilnahme an dem Gewählten abzufühlen. Der Redner weist auf die göttliche Gnade hin, daß gerade die kurfürstlichen Lande ein Schirm und Schutz verfolgter Glaubensgenossen seien; er freut sich des anhebenden Wandels in der Stellung der Berliner Bürger gegenüber der reformierten Kirche und zieht als Vergleich jenen unglückseligen Karfreitag (4. April 1615) heran, da „der erste reformierte Prediger dieser Kirche, Füsselius, mit größter Lebensgefahr sein Amt verrichtete und nach ausgestandener Plünderung und Bestürmung seines Hauses (in der Nacht von Gründonnerstag auf Karfreitag) andren Tages die Kanzel in ungewöhnlicher Kleidung, nämlich einem Unterkleide und grünem Kamisol, da ihm sonst nichts übrig geblieben, betreten und öffentlich, wiewohl mit Todesfurcht umgeben, gepredigt*“, während nun „uns die eigne Erfahrung überzeuge, daß kaum zwanzig oder dreißig Jahre verflossen, da man in dieser Kirche wenige Stühle und wenige Zuhörer gesehen; jezo hergegen fehlet es an Platz zu den Stühlen und in den Stühlen an Platz vor die Zuhörer und werden der Vorsteher Ohren täg-

*) Eingehend schildert diesen religiösen Aufruhr Hering, histor. Nachricht von dem ersten Anfang der reformierten Kirche in Brandenburg—Preußen (Halle 1778), S. 279—301.

Dalton, Jablonski.

lich mit den angenehmen Klagen, daß kein Raum mehr zu finden, angefüllt.“ Mit ernstern, warm empfundenen Worten wendet sich der Redner an Jablonski und zeigt ihm die hohe, aber auch schwere Bedeutung grade dieses Postens. „Das Gewissen und der Wandel eines großen Fürsten und seiner Kinder, Angehörigen und Bedienten, wie auch in dieser schönen und volkreichen Gemeinde werden auf eure Seele, Ehrwürdiger Herr, gebunden; es sind mehr Dornen und Disteln der Verfolgung und einer schweren Verantwortung als Rosen der Belohnung von dieser Pflanze zu erwarten . . . Einen sichereren Trost könnet ihr fassen, daß dieser Beruf von Gott kommt und ihr euch weder schrift- noch mündlich, weder selbst noch durch andre darum beworben habt. Gewiß ein großer Trost! Denn nun könnet ihr versichert sein, daß derjenige, der euch berufen, werde euch auch regieren, und der euch gesandt, werde euch auch Kräfte verleihen, seinen Willen und Befehl zu vollstrecken.“

An die Einführungsrede reihte sich unmittelbar die „Anzugspredigt“ des berufenen Hofpredigers über das Wort des Apostels an seine korinthische Gemeinde: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch ohne allein Jesum Christum den Gekreuzigten.“ Jablonskis Predigtweise zu beleuchten, ist einem späteren Anlaß vorbehalten. Dem nicht vorzugreifen, sei darum hier nur eine Stelle angeführt, wie der furchtlose, freimütige „Nathan“ gleich bei der ersten Predigt dem anwesenden Kurfürsten und der Gemeinde sein übernommenes, schweres Amt kennzeichnet. „Traun,*) daß ich die drückende Last des Amtes bei Hof soll verrichten, verdoppelt meine Bekümmernis. Die Schwierigkeiten, welches selbiges anderswo beschwerlich machen, machen bei Hof daselbe fast unerträglich. Man hat daselbst mehr Werk, aber weniger Gelegenheit für sein Werk; eine größere Rechnung, aber kleinere Fähigkeit, dieselbe in Richtigkeit zu bringen. Die Eitelkeit, welche zwar in der ganzen Welt herrschet, setzet daselbst wie auf einem erhöhteren Thron und schwinget einen mächtigeren Scepter. Sie hat beide Hände auß gefährlichste bewaffnet, um das Amt des Herrn zu bestürmen und zu entkräften. Die eine Hand bietet dar die nachdrücklichsten Gattungen von Liebkosung, weltlicher Größe, Ansehen, Menschengunst u. dergl., und da darf nur ein wenig Weltliebe in das Herz des Predigers sich hineinstehlen, so ist daselbe so bald vergiftet und alle heiligen Verrichtungen wie von einem durchbringenden Ottergift angesteckt und getödet. Was sind aber wir Ärmste? Wir tragen einen edlen Schatz, jedoch in schwachen Gefäßen und ach wie bald, wie bald ist dieses Gefäß gebrochen! Die andre Hand rüstet

*) Das schon im 12. Jahrhundert im Brauch gewesene Ausrufungswort unserer Mutterprache ist gegenwärtig so ungebräuchlich geworden, daß es ratsam ist, es Einzelnen zu dolmetschen als „ganz gewiß“, von dem mittelhochdeutschen triuwen, in Treue, in Wahrheit.

sich mit Gewalt, Dräuen, Furcht und Entsetzen, um das Gemüt, so durch Lockungen nicht hat gewonnen werden können, durch Bedrängungen zu fällen. Saure Blicke, ungnädige Mienen, drückende Ungunst, schmerzhaftes Verfolgungen und was etwa manch treuer Moses, redlicher Micha, aufrichtiger Jeremias, freimütiger Johannes Baptist an ihrer Herren Höfe erfahren müssen, ist beschäftigt, einen frommen Lehrer furchtsam zu machen und ihm das Maul zu stopfen, daß er nicht sage, was sein Gewissen ihm eingibt und sein Amt erfordert. Wie sollte nun meine Seele anders seufzen als: Herr, sende, wen du senden willst. Ja, das waren meines Herzens Gedanken . . .“

Unmittelbar nach der feierlichen Einführung begab sich Jablonski auf die damals und besonders nun beim beginnenden Frühlings-Lauwetter und dem Eisauflang der Weichsel doppelt beschwerliche, mühsame Reise nach Königsberg, seinen dortigen Haushalt aufzulösen und von der Gemeinde Abschied zu nehmen. Am Sonntag Quasimodogeniti, den 19./29. März,*) hielt er seine „Abzugspredigt“, ebenfalls über ein Wort des Apostels Paulus: Zuletzt, meine Brüder, seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke. Zieheth an den Harnisch Gottes, daß ihr bestehen könnet wider die listigen Anläufe des Teufels (Eph. 6, 10.). Die Ausführung bietet einen fesselnden Beleg über die Predigtweise Jablonskis seiner früheren Tage, selbständig im Inhalt und doch befangen im Stil und der Form damaliger Predigtkunst. Er will, wie er zum Eingang angibt, „an alle diejenige Lehre, welche den Glauben und christlichen Wandel betreffen und die er bisher vorgetragen, heute gleichsam letzte Hand anlegen und die Gemeinde wider die feindlichen Nachstellungen verwahren, damit sie des göttlichen Schatzes, welche sie in solanter Zeit andächtig eingesammelt, nicht beraubt werde.“ Der Text stellet vor: uns selbst als gute Streiter Jesu Christi, den Teufel als unsren abgesetzten und wachsamten Feind, ihn bewaffnet mit List und Bosheit, uns mit der Macht und Stärke Gottes. Laßt uns daraus folgende zwei Pünktlein betrachten: 1) „die listigen Anläufe des Teufels, damit er unsren Glauben und Tugendwandel bestürmet; 2) die Stärke eines Christen, damit er wider diese listigen Anläufe bestehen kann und soll.“ — Die beiden Pünktlein gestalten sich bei der Ausführung zu sehr weit ausgedehnten Punkten; sie nehmen den größten Teil der 38 Druckseiten ein. In gewandter, oft geistvoller, reich mit gut herangezogenen Stellen der Heiligen Schrift belegter Weise wird nach damals auch in die Predigt eingebrungenem Geschmaack Satan weiträufig gekennzeichnet als listiger Kriegsmann, Natur-

*) Im Jahre 1693 fiel Ostern auf den frühesten Tag, den 22. März (vergl. Grotefend, Handbuch der histor. Chronologie, S. 197).

kundiger, Politikus und Methodikus, als betrügerlicher Jurist, Medicus, Theologus und Engel Gottes, um dann im zweiten Teile zu zeigen, wie der Christ in der Stärke Gottes jedem einzelnen dieser acht Listen und Betrügereien zu begegnen habe. Ein Texteswörtlein bleibt dem Prediger auszulegen noch übrig: „Das „zuletzt“ bietet mir betrübten Anlaß“ zum Abschied von der Gemeinde. „Ich sage sonder Scheu, daß diesen obwohl dem Ansehen nach vorteilhaften Wechsel nie gewünschet, nie getrieben, auch nie verhoffet habe und sage noch mehr, daß von meiner Jugend an die schlüpferigen Städte, zu welchen gerufen werde, mit furchtsamem Abscheu angeblicket. Ich hielt es für meine Glückseligkeit, an diesen Ort gekommen zu sein und wünschte keine andre, als an diesem Orte zu verbleiben.“ In innigen, ehrerbietigen Worten verabschiedet er sich von der Landesregierung Preußens, von der Gemeinde und ihren Ältesten, von seinen Amtsbrüdern („mit dankbarem Herzen sage ich euch zum Ruhme, daß ihr meine Jugend nicht verachtet, sondern mit recht väterlicher und brüderlicher Liebe, Gewogenheit und Vertraulichkeit mich umschlossen, so daß wir mit vereinigten Herzen, Mund und Händen dieses Haus Gottes bisher gebauet gleich wie Salomo seinen Tempel, daß kein Getöse einiges Mißverständes und Uneinigkeit gehöret worden . . . Ob wir nun zwar getrennet und an unterschiedne Spizen der Schlachtordnung Israels gesetzt sind, werde ich dennoch nie aufhören, euch wie im gleichen Fall Joab seinem Bruder Abisai zuzurufen: Seid getrost und laßt uns stark sein für unser Volk und für die Städte unseres Gottes“).

Königsberg hatte es in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes dem jungen Prediger herzlich angetan. Schon damals übte die ferne, in reizloser Landschaft abgelegene Stadt am Pregel einen Zauber auf seine Bewohner aus, wie sie ihn heute noch besitzt; ich kenne kaum eine Stadt in Deutschland, die nach kurzer Weile schon ihren Insassen mit so treuer Anhänglichkeit zu fesseln vermag als die Hauptstadt im alten Preußen. Meines Wissens ist Jablonski in aller Folgezeit nicht mehr an dem bald heimisch gewordenen Orte gewesen; aber er hat gezeigt, daß für ihn nicht galt: aus den Augen aus den Sinnen. Auch nicht für die Gemeinde ihm gegenüber. Grade in den nächsten Jahren ist der rasch zu hohem Ansehen gelangte Hofprediger ihr Anwalt und warmer Befürworter in schweren Tagen geworden. Zum Nachfolger Jablonskis war ein Sohn des Berliner Dompredigers Christian Cochius bestimmt worden, den der Große Kurfürst 1687 nur widerstrebend auf sein und der Hofprediger Bitten in Berlin festgehalten. Denn der Kurfürst kannte ihn von Solingen her, daß er herrschsüchtigen, ungestümen Gemütes sei und alles nach seinem Kopfe haben wollte. So wird wohl der Vater die Berufung des Sohnes, dessen Wahl er auch in Solingen durchgesetzt, nach Königsberg in die Wege geleitet haben. Zum ersten Mal

übte die Gemeinde, nicht der Kurfürst, das ihr verliehene Wahlrecht aus. Es scheint, zumal nach einem solchen Vorgänger, keine glückliche Wahl gewesen zu sein. Als nun noch im selben Jahre Blaspiel plötzlich gestorben, trafen von hervorragenden Gemeindegliedern Briefe in Berlin ein — Fuchs teilte sie Jablonski mit — daß, wenn keine bedeutende Kraft gewählt würde, der Fortbestand der Gemeinde in Gefahr stände. Der Kurfürst glaubte eingreifen zu müssen. Er berief schon am 6. Februar 1694 den seit achtzehn Jahren in Danzig an der reformierten Peter-Paulkirche wirkenden, sehr beliebten Pastor Lürsen, einen Bremer von Geburt, der vor Danzig bereits in Köln und Düsseldorf angestellt gewesen, nach Königsberg. Darüber an beiden Orten bittere Klagen. Die Danziger baten dringend, ihnen den beliebten Prediger zu lassen; in Königsberg fühlte man sich über den Eingriff in das eben erst erlangte Wahlrecht verletzt. Der Kurfürst beharrte bei seinem Willen; Fuchs betraute mit dem peinlichen Briefwechsel an die beiden Gemeinden Jablonski. Allmählich beruhigten sich die Gemüter, zumal Lürsen selbst durch freundliches, nachgiebiges Entgegenkommen besänftigend wirkte. Der Kurfürst hatte ihm das von Blaspiel innegehabte Inspektorat der Schule, mit dem die Amtswohnung verknüpft war, verliehen; die Gemeinde hatte rasch Jarver die Wohnung eingeräumt, der sie nicht mehr einbüßen wollte. Lürsen ließ sie ihm und gab sich mit einer Mietsentschädigung zufrieden. Auch das änderte der Kurfürst auf eigne Hand, daß Lürsen nicht mehr, wie noch Jablonski, nur auf die Vesperpredigten angewiesen wurde, sondern daß von da an (bis zum heutigen Tage) die Geistlichen an der Burgkirche als gleichgeordnete in den Predigten allsonntäglich abwechseln. Wie aus dem mir teilweise vorliegenden Briefwechsel ersichtlich, hat Jablonski mit seinen versöhnlichen Ratschlägen wesentlich zur Beilegung des ärgerlichen Handels beigetragen.

Noch wiederholt bot er eine hilfreiche Hand der Königsberger Gemeinde. Auch durch seine Fürsprache hat der Kurfürst, der sich allzeit als ein treuer Förderer der Gemeinde erwies, in welcher er, wie das Kirchenbuch zeigt, am 1. Juli 1657 getauft wurde, der Gemeinde im Jahre 1698 in einem „Generalprivileg“ alle ihr früher erteilten Ausnahmsrechte zusammengefaßt und erweitert. In der erwähnten Schrift von Muther (S. 20) werden die sechs wesentlichen Punkte dieses sehr bedeutsamen Freibriefes angegeben, an dessen Erhaltung Friedrich III. für das Kurhaus und alle seine Erben den Segen Gottes, an dessen Übertretung und Mißachtung aber schweren Fluch knüpft. Auch der Kirchenbau beanspruchte seine Fürsprache. Der großartige Bau forderte bis zur Vollenendung 130 000 Mark. Bei der größten Opferwilligkeit war doch die Gemeinde nicht im stande, die benötigte Summe allein aufzubringen. Im Dezember 1696 kehrten die beiden eifrigen „Esterleute“

Francis Hay und Karl Ramfay bei ihrem früheren Geistlichen in Berlin ein und Jablonski gab ihnen Empfehlungen auf ihre Sammelreise nach Holland, England und Schottland mit. Bei ihrer Heimkehr konnten sie ihm über einen Ertrag von mehr als 12000 Mark berichten. Noch ein drittes Mal finde ich Jablonski für seine alte Gemeinde tätig, als 1705 der Vorsitzer des Kirchenrats nach Berlin kam, um auszuwirken, daß die Regierung den reformierten Kirchenrat in Königsberg zu einem Konsistorium ausgestalten möge, dessen Vorsitzer den Titel Direktor, die übrigen Mitglieder den von Konsistorialassessoren erhalten sollten und, was entscheidender, daß in der Folge nicht mehr die Gemeinde die Mitglieder des zu einem Konsistorium erhobenen Kirchenrats zu wählen habe, sondern das Konsistorium selbst. Ob freilich der Vorsitzer von der Regierung die Bestätigung seines Gesuches erlangt, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

